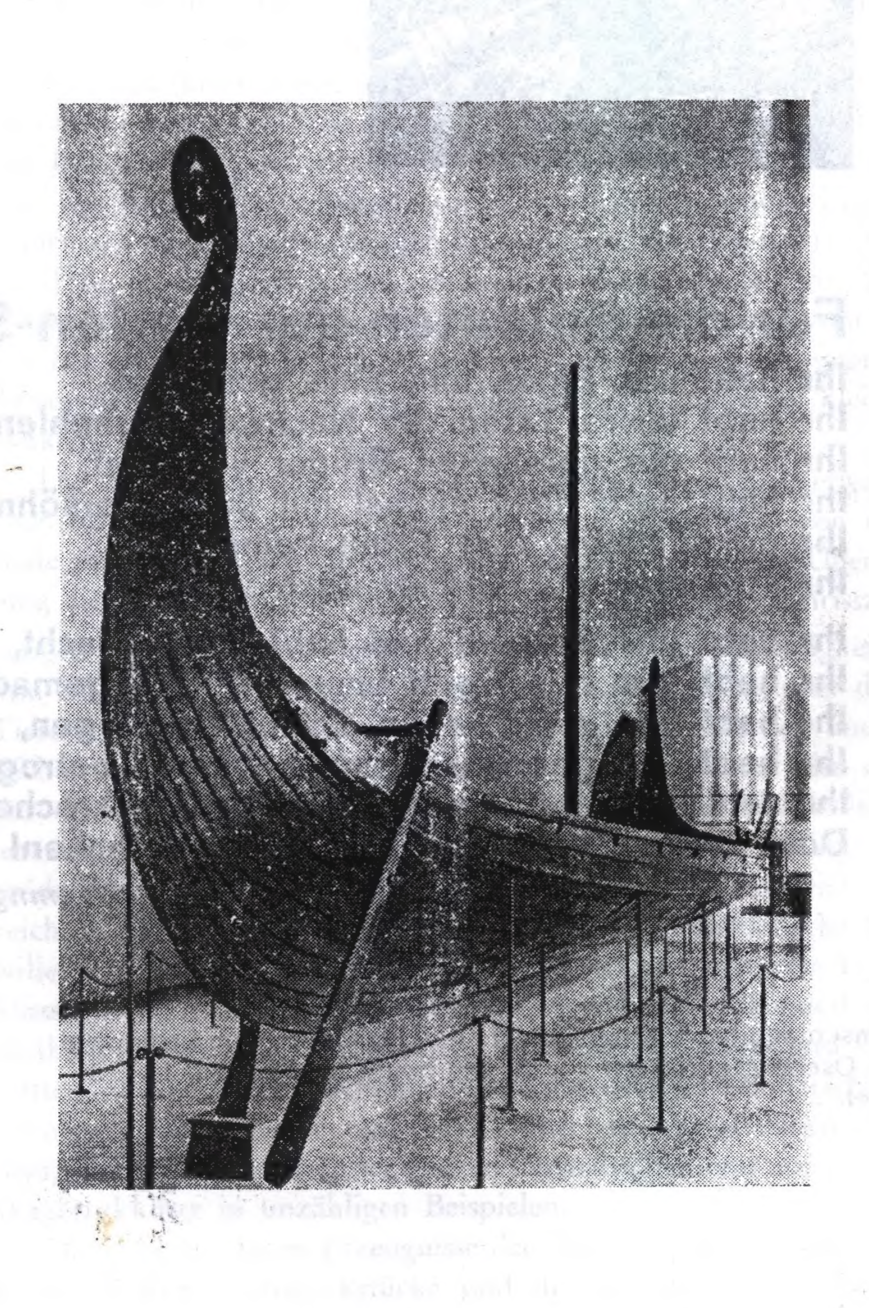
# Nordische Zukunft

## Zeitschrift des Nordischen Ringes e.V.



Folge 1-4 21. Jahrgang 1995

Norden kommen, um so spärlicher und ärmlicher werden die Funde. Zieht man ausserdem in Betracht, dass sowohl Bronze wie das spätere Eisen in Norwegen viel später, durchschnittlich 1000 bis 500 Jahre, in Erscheinung traten als in Mitteleuropa, so wird es klar, dass Norwegen in der vorgeschichtlichen Zeit nicht zum germanischen Kernland gehörte, sondern als Vorposten zu gelten hat. Der Schwerpunkt des Germanentums lag südlicher, im Ostseeraum.

Von etwa 400 v.d.Z. an traten auch in Norwegen Geräte und Waffen aus Eisen auf. Während die Bronze nur auf dem Tauschwege aus dem Süden zu beziehen war, da es im Lande kein Zinn gab und die Kupfervorkommen noch nicht entdeckt waren, lernte man in Norwegen das Eisen bald aus dem reichlich vorkommenden Raseneisenstein der Moore gewinnen. Bis in die neueste Zeit hinein war der norwegische Bauer auf diesem Gebiet Selbstversorger und hatte einen primitiven aber zweckmässigen Schmelzofen auf seinem Hofe stehen, den er mit Holz und zerhacktem Erz beschickte, und auf Temperaturen bis zu 1000 Grad brachte.

Mit den Römern der nachchristlichen Zeit gerieten die Norweger nicht wie die westgermanischen Stämme in direkte Berührung, so dass die Nachrichten der römischen Geschichtsschreiber über den Norden keine zuverlässigen Aufschlüsse geben; doch beweisen wiederum die Funde, unter denen besonders römische Glasarbeiten vertreten sind, dass zwischen dem Norden und dem Süden ein recht lebhafter Tauschhandel stattgefunden haben muss. Aus dem Süden stammt auch die Schrift des Nordens, die Runen, die wahrscheinlich in Böhmen aus den antiken Schriftzeichen entwickelt worden war. Weit mehr als in Deutschland wurde sie in Skandinavien seit etwa 300 nach der Zeitrechnung zu Inschriften auf Denk- und Grabsteinen und auf Waffen und Werkzeugen verwendet. Als Buchschrift ist sie im Norden niemals gebraucht worden. Wenn im späten Mittelalter einige Isländer ihre Bücher in Runenschrift schrieben, so ist das als wissenschaftliche Spielerei zu betrachten.

## Die Wikingerzeit.

Urplötzlich treten die Nordvölker in das helle Licht der Geschichte. 793 wird das Kloster Lindesfarne in England von Nordleuten vernichtet, 845 wird Hamburg von 600 Schiffen aus dem Norden angegriffen und zerstört; Paris erlebt im gleichen Jahr dasselbe Schicksal. Es sind die Wikinger, die auf ihren Drachenschiffen in das reiche Europa einbrechen, plündern und rauben. Zwei Voraussetzungen mussten für diese Wikingereinfälle gegeben sein. Wie überall in germanischen Ländern war auch im Norden der Raum zu eng geworden. Der Boden, der noch nicht intensiv bewirtschaftet werden konnte, ernährte das Volk nicht mehr, das dann ganz oder mit Teilen aus seinen Sitzen auszog. So zogen

auch die überzähligen Bauernkrieger des Nordens in die Ferne, um Reichtümer und Land zu gewinnen. Zum anderen waren die Nordleute hervorragende Seefahrer. Sie hatten allmählich ohne fremde Vorbilder einen eigenen Schiffstyp entwickelt, der mit seiner wundervollen schlanken und elastischen Konstruktion trotz seiner verhältnismässigen Kleinheit, die ungedeckten Boote waren durchweg bis zu 30 m lang und 6 m breit, ausserordentlich seetüchtig und an Schnelligkeit beim Rudern und Segeln den bisher bekannten Schiffstypen der alten Welt weit überlegen war. Mit diesen Schiffen war es den Wikingern ein Leichtes, an der europäischen Westküste nach Süden zu fahren, die Nordsee zu überqueren und in alle Flussmündungen einzudringen. Aus den ersten Raubzügen der Wikinger, die sie mit wenigen Schiffen unternahmen, wurden bald organisierte Heerfahrten mit dem Ziel, nicht nur Beute, sondern auch Land zu gewinnen und dort endgültig zu siedeln. Zwar konnte das Staatsgebilde Karls des Grossen, das Fränkische Reich und dessen Nachfolgestaaten, ihren Anstürmen standhalten, aber überall an seiner Peripherie setzten die Wikinger sich fest und bildeten eigene Staaten. Dänische Wikinger eroberten und besiedelten grosse Teile Nordenglands, dänische und norwegische Wikinger besetzten unter ihrem Führer Rolf die Normandie; hier gaben sie allerdings wie so viele andere germanische Völker vor ihnen in fremder Umgebung bald ihre eigene Sprache zugunsten der einheimischen auf; als sie 1066 das germanische England eroberten, brachten sie ihr normannisches Französisch mit, das im Laufe der nächsten drei Jahrhunderte mit dem vorhandenen Angelsächsischen und Dänischen zu Englisch verschmolz. Schweden und Norweger fuhren über die Ostsee und folgten den Spuren der Goten, indem sie auf ihren Fahrzeugen die russischen Flüsse hinaufschifften, die schmale und flache Wasserscheide überwanden und die grossen nach dem Süden führenden Ströme wieder hinabfuhren. Sie gründeten in Russland das Reich Gardarike mit den Städten Holmgard (Novgorod) am Ilmensee und Kianugard (Kijev am Dnjepr). Das ist der Ursprung des russischen Reiches (Rus = finnisch für Schwede). Auch dieses Reich blieb jedoch nicht germanisch. Die Führerschicht war zahlenmässig zu schwach, sie ging bald im Slawentum auf. Was sich bis auf den heutigen Tag erhielt, sind einige nordische Namen für die Stromschnellen des Dnjepr.

Von Norwegen aus gesehen, ist ein anderer Wikingzug wichtiger. Er eroberte das «Atlantische Norwegen». Zuerst wurden die Inselgruppen der Shetlands (norwegisch Hjaltland) und Orkneyer in Besitz genommen, dann die Hebriden, die die Norweger «Südinseln» nannten, und schliesslich Nord-Irland. Hier hat es mit den einheimischen Kelten einen zweihundert Jahre währenden Kampf um den endgültigen Besitz des Landes gegeben, in dem die Norweger, als der Nachschub aus der Heimat ausblieb, unterlagen. Irland bildete das Sprungbrett für die Entdeckung der Färöyer (Schafsinseln), die in den Anfang des 9. Jahrhunderts zu setzen ist, und wenig später Islands. Hier in Island fanden die meist aus Westnorwegen stammenden Wikinger Lebensbedingungen vor, die denen ihrer Heimat

sehr ähnlich waren, und es begann deshalb ein Auszug dorthin, der so gewaltige Formen annahm, das die vorher fast menschenleere Insel innerhalb eines Menschenalters völlig besiedelt war. Auf Island, das seit der Zeit niemals durch Kriege von aussen her in Mitleidenschaft gezogen wurde, erhielten sich germanische Bräuche, Sitten und Gesetze ungebrochen. Es ist für uns deshalb die Schatzkammer für die Erforschung der Kultur unserer germanischen Vorfahren geworden. Hier konnte sich auch die altgermanische Heldenlieddichtung erhalten, die wir, vom deutschen Hildebrandslied abgesehen, nur in ihrer isländischen Niederschrift, der Edda, kennen. Die Führenden auf der Insel waren die Grossbauern, die ein Godentum, eine Priesterschaft auf einem «hov», einer heidnischen Kultstätte, inne hatten; das Land wurde in gemeinsamer Arbeit durch ein Allting verwaltet, das jährlich einmal in der Nähe von Reykjavik zusammentrat. Nicht einmal die Einführung des Christentums, die sonst überall in den germanischen Ländern eine soziale Umwälzung mit sich brachte, konnte an diesen Zuständen etwas ändern. Aus den Goden wurden christliche Priester, aus den Hovs Kirchen.

100 Jahre nach der Entdeckung Islands genügte den Norwegern auch dieses Land nicht mehr. Besonders wagemutige Wikinger zogen 980 unter der Führung Erik des Roten nach dem vorher entdeckten Grönland und gründeten an der Ost- und Westküste je eine Kolonie, die sich 500 Jahre lang dort gehalten haben, dann aber in Vergessenheit gerieten und aus Mangel an Zufuhren eingingen.

Die abenteuerlichste Wikingerfahrt unternahm jedoch Erik des Roten Sohn, Leif Eriksson. Ein grönländischer Norweger gelangte auf einer Rückfahrt von Norwegen nach Grönland an die amerikanische Ostküste und berichtete davon. Leif organisierte mit ungeheurer Tatkraft mehrere Fahrten nach diesem neuen Lande. Das entdeckte Land (Labrador, Neufundland und Neuschottland) erhielt norwegische Namen und in dem südlichsten, in dem ein deutscher Knecht Weintrauben fand und das deshalb den Namen Winland erhielt, wurde sogar der Versuch gemacht, zu siedeln. Da jedoch die eingeborene Bevölkerung, die Skrälinger = Indianer, sich allzu feindselig zeigte, musste die Siedlung einige Jahre später wieder aufgegeben werden. Doch holten sich die grönländischen Norweger noch Jahrhunderte später das so lebensnotwendige Holz aus Markland, d. i. wahrscheinlich Neufundland.

Diese Fahrten der Wikinger muten uns heute wie Märchen an. Die Kunde von Amerika ist offenbar auf Island immer lebendig geblieben. 20 Jahre vor der Entdeckung Amerikas wiederholte der Deutsche Diderik Pining, der als Admiral in dänischen Diensten stand, noch einmal die Fahrt von Island nach Amerika. Zur selben Zeit weilte ein Genueser Tuchhändler namens Christopher Columbus auf der Insel. Er entdeckte 1492 Amerika von neuem für die abendländische Welt.

## Das Königreich Norwegen im Mittelalter.

Neben diesen gewaltigen Leistungen der Wikingerzeit verblasst die Geschichte des Ursprunglandes Norwegen. Norwegen war zu dieser Zeit überhaupt noch keine Einheit, sondern ein Land, in dem einige Germanenstämme der gleichen Zunge wohnten. Die Natur des Landes mit seinen tiefeingeschnittenen Tälern, die durch unzugängliche waldreiche Gebirge von einander getrennt waren, begünstigte zunächst nicht die Entwicklung eines einheitlichen Reiches. So ist es zu verstehen, dass jede Tallandschaft, jede Landzunge (norw. nes) ihren eigenen Kleinkönig (norw. neskonge) hatte. In dem reichen und dem Verkehr günstigeren Gebiet westlich des Oslofjords hatte sich allerdings ein stärkeres Königsgeschlecht entwickelt, von dem noch heute die mächtigen Königsgräber in der Nähe der Stadt Horten zeugen; und von hier aus ging auch die erste Einigung des Landes aus. Es war Harald Schönhaar (norw. Haarfagre), der etwas vor 900 aufbrach, sich das norwegische Ostland unterwarf, über das Dovregebirge zog, sich mit dem ihm freundschaftlich gesinnten Jarl des Drontheimer Gebietes vereinigte und dann in einer schweren Seeschlacht bei Stavanger auch Westnorwegen bezwang.

Dem Königsgedanken Haralds hat sicher das Vorbild des fränkischen Grossreichs Pate gestanden. Wie die Könige dieses Reiches betrachtete er den Grund und Boden seiner besiegten Gegner als der Krone verfallen und verteilte es unter seine ihm treu ergebenen Gefolgschaftsleute, sich dadurch eine neue königstreue Schicht von führenden Adeligen erziehend. Als er 940 starb, war sein Reich so wenig gefestigt, dass es wieder zerfiel. Da er der germanischen Sitte folgte und allen Erben ein Stück des Gesamtgutes zukommen liess, wurde das Reich aufgeteilt und der frühere Zustand sozusagen wieder hergestellt. Doch war die einmal geschaffene Einheit allen seinen Nachfolgern ein so grosses Vorbild, dass sie immer wieder in blutigen Kämpfen angestrebt wurde.

Die folgenden Jahrhunderte bis 1380 bringen mit wenigen Ruhepausen für das Land eine Kette von Bürgerkriegen. Die Reihe der Könige, die das Land regieren und die Zahl der Prätendenten, die mit ihnen um seinen Besitz kämpfen, ist so gross und unübersichtlich, dass es sich nicht lohnt, alle mit Namen zu nennen. Nur einige der hervorragendsten Gestalten seien hier genannt.

995 betritt ein Urenkel Harald Schönhaars, der Wikingerkönig Olav Tryggvesson, das Land. Er ist ausserhalb des Landes als Christ aufgewachsen, hat mit dem Väterglauben keine lebendige Verbindung mehr und beginnt, das Land zu christianisieren. Sein Einfluss erstreckt sich bis nach Island. Dort wird das Christentum auf einer dramatischen Alltingssitzung durch den noch heidnischen Gesetzessprecher zur Staatsreligion erklärt.

Olav Tryggvesson regiert das Land nur fünf Jahre lang. Er erliegt der vereinten Macht Dänemarks und Schwedens, die sein verjagter dänischer Vorgänger auf dem norwegischen Thron gegen ihn aufgebracht hat, und fällt in einer Seeschlacht.

Die zweite herausragende Gestalt dieser Zeit ist Olav der Heilige. Auch er entstammt einem wikingischen Führergeschlecht, das dem Geschlecht Harald Schönhaars verwandt ist. 1016 erscheint er in Norwegen, das er schnell von der dänischen Herrschaft befreit, und eint wieder ganz Norwegen. Mit Feuer und Schwert betreibt er die Einführung des Christentums, das ihm wie Karl dem Grossen ein Mittel zur Stärkung der königlichen Macht und zur Festigung der Reichseinheit ist. Mit Schweden verbindet er sich gegen den dänischen Grosskönig Knut den Mächtigen. Er beginnt damit eine Politik, die in den nächsten Jahrhunderten das Verhältnis der drei nordischen Staaten zueinander kennzeichnet. Immer stehen die beiden schwächeren zusammen gegen den stärkeren. Die Bauernführer Norwegens aber, denen die Macht Olavs lästig ist, halten es mit den Dänen, unter denen sie grössere Freiheit für sich selbst erwarten. Olav muss ausser Landes und fällt 1030 bei dem Versuch zurückzukehren im Kampf gegen ein norwegisches Bauernheer. Die folgende Dänenherrschaft im Lande muss jedoch die Herrschaft Olav in einem anderen, günstigeren Licht gezeigt haben; man beginnt ihn zu verherrlichen und in ihm einen christlichen Märtyrer zu sehen, dem auch bald die päpstliche Heiligsprechung zuteil wird. So kommt Olav, der zu seinen Lebzeiten «der Dicke» hiess, zum Beinamen «der Heilige».

Sein Sohn Magnus wird durch Vereinbarung zwischen Norwegen und Dänemark König beider Reiche und kämpft als dänischer König erfolgreich gegen die Wenden, die den Versuch machten, von Wagrien aus, das ihnen Karl der Grosse während der Sachsenkriege eingeräumt hatte, nach Schleswig vorzustossen.

Die dritte Königsgestalt, die erwähnt zu werden verdient, ist der Nachfolger des Magnus, Harald Hardraade (= der harte Herrscher). Er versuchte noch einmal, die Macht Knut des Mächtigen zu erneuern, also England, Dänemark und Norwegen mit allen Aussenländern zu einem einzigen machtvollen germanischen Reich zusammenzufassen. Der Versuch scheiterte. Er unterlag 1066 gegen den angelsächsischen König bei Stanfordbridge, der, seinerseits durch den Kampf gegen die Wikinger geschwächt, nun dem normanischen Eindringling Wilhelm dem Eroberer nicht standhalten konnte und bei Hastings fiel. So führte Haralds Versuch zur Aufrichtung eines mächtigen germanischen Reiches im atlantischen Raum zum genauen Gegenteil. England geriet unter die französischen Normannen, die im Norden ständig gegen die Nordleute an Boden gewannen und ihnen bis zum Ausgang des Mittelalters alle atlantischen Besitzungen ausser Island, den Färöyern und Grönland abnahmen.

Die folgende Zeit ist äusserst verworren. Es kommt noch einmal unter einem König färöyischer Herkunft namens Sverre zu einem für kurze Zeit starken Norwegen, aber die Kämpfe unter seinen Nachfolgern, den Baglern und den Birkebeinern, denen Ibsen die Fabel zu seinem grossen Drama: Die Kronprätendenten entnahm, kosten dem Land viel Blut, so dass Norwegen, als es 1380 durch die Heirat des letzten norwegischen Königs Haakon VI mit der dänischen Königstochter Margarete, deren Sohn beide Reiche erbt, in die 400

jährige Union mit Dänemark hineingleitet, nichts mehr in die Waagschale zu werfen hat, und den Dänen widerspruchslos die Führung überlassen muss.

Inzwischen haben sich im Innern Norwegens zwischen den Mächten Königtum, Adel und Kirche ähnliche Kämpfe wie in Mitteleuropa abgespielt, wobei die Kirche der gewinnende Teil war, die während der ganzen unruhigen Zeit sich ungestört entwickeln und Kulturwerte schaffen konnte, auf dem Gebiete der Baukunst beispielweise den Dom von Nidaros in Drontheim, auf dem Gebiet der Dichtkunst das tiefempfundene Draumkvæde. Die Stellung des freien Bauern war erschüttert, da die Bauern nach der Jahrtausendwende wie in Deutschland von den Adeligen «gelegt» worden waren. Ausserdem brach die Kirche in das «Odalsrecht» ein; welches die Teilung und Schenkung von Erbgütern untersagte. Die Kirche verschaffte nun dem Recht, ihr Bauerngut testamentarisch zu vermachen, den Vorrang. Die Folge war ein Rückgang in der Macht der Bauerntinge. Auch die Adelsmacht war durch die langen Bürgerkriege geschwächt, und dem Königtum fiel so eine sehr viel stärkere Machtfülle in den Schoss, die von der dänischen Margarete, die nach dem Tode ihres Sohnes 1387 Unionskönigin wird, klug genutzt wurde.

Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts hatte sich in Norwegen eine weitere Macht von aussen her eingeschaltet; die deutsche Hanse. Sie verstand es durch die straffe Organisation ihrer Kontore vor allem in den Städten Bergen und Tönsberg, im Handel eine Monopolstellung zu erringen, so dass in Norwegen auch die Schicht des einheimischen Bürgertums zu Beginn der Union nur schwach war und in seinem Kampf gegen die hansischen Vorrechte die neuen dänischen Herren eher als Verbündete denn als Feinde begrüsste. In den Jahren 1349—50 hatte Norwegen ausserdem durch den Schwarzen Tod ein Drittel seiner Bevölkerung verloren. Auch dieses Moment trug mit zu dem Tiefstand bei, auf dem Norwegens Macht Ende des 14. Jahrhunderts angelangt war.

### Die Union Norwegen-Dänemark.

Die 400 Jahre von 1380 bis 1814, dem Jahre, wo die Union zwischen Dänemark und Norwegen wieder gelöst wurde, sind von Ibsen als die «Nacht» in der Geschichte Norwegens bezeichnet worden. Mit Unrecht! Norwegen hatte zu Anfang dieser Zeit keine Kraft mehr, um sich als selbständiger Staat zu halten. Es hat während der ganzen Periode keinen ernstlichen Versuch gemacht, die dänische Herrschaft abzuschütteln; die Bevormundung durch Dänemark war deshalb nur natürlich. Es hat auf der anderen Seite eine Zeit ruhiger Entwicklung durchmachen können, in der die echten nationalen Kräfte allmählich wieder erstarkten, so dass sie nach der Trennung 1814 zur vollen Blüte gelangten. Da schenkte Norwegen in einem Jahrhundert der Welt Dichter wie Ibsen und Björnson und Musiker wie Grieg und Svendsen.

Die politische Geschichte dieser Epoche braucht nur in knappen Zügen skizziert zu werden. Es gelang der dänischen Königstochter Margarete, alle drei skandinavischen Reiche durch die Kalmarer Union von 1397 lose zu vereinigen. In ihrer Hand lag also eine ausserordentliche Macht. Die Kräfte im Innern der Reiche waren erlahmt. Sie duldete neben sich nur einen kleinen beratenden Ausschuss, den Reichsrat.

Schweden verstand es, sich bald wieder aus der Union zu lösen. Für Norwegen und Dänemark ist sie von Bestand gewesen. Sie blieb es auch, als die Königslinie 1448 wiederum ausstarb und der dänische Reichsrat in der Hoffnung, dadurch die Herzogtümer Schleswig und Holstein endgültig für sich zu gewinnen, einen Oldenburger zum König wählt, dessen Nachkommen noch heute auf dem dänischen Thron sitzen. Norwegen hätte ihn nicht anzuerkennen brauchen, innerhalb der Kirche bestanden sogar starke Gegenströmungen, doch war die Unionspartei so stark, dass der Oldenburger zwei Jahre später auch norwegischer König wurde. Die Interessen der ersten Könige dieser Linie lagen naturgemäss in ihrem angestammten Lande, also im Süden. Norwegen ist ihnen ein Beiland. Die Folge ist, dass die norwegischen Inseln der Orkneys und Shetlands an Schottland verlorengehen und die Kolonie auf Grönland in Vergessenheit gerät.

Die Opposition der Norweger gegen die dänische Herrschaft nimmt nur ein einziges Mal während der 400 Jahre gefährliche Formen an. Der Erzbischof von Bergen, Olav Engebrektsson, ein eifriger Katholik, versucht den einflussreichen dänischen Adligen in Norwegen, Vincents Lunge, der den Protestantismus unterstützt, gewaltsam zu beseitigen und das Land in seine Hand zu bekommen. Der Versuch misslingt. Dänemark hebt daraufhin 1536 den letzten Rest der norwegischen Selbständigkeit, den Reichsrat, auf und führt den Protestantismus auf dem Verwaltungswege ein. Nur langsam und widerwillig fügen sich die norwegischen Bauern der neuen kirchlichen Ordnung.

Damit ist auch das Schicksal der norwegischen Sprache besiegelt. Dänische Amtsleute, Richter und Pastoren, dänische Gesetze und Bibeln beginnen Staat und Kirche zu beherrschen und verdrängen die ursprüngliche norwegische Sprache. Da sich auch die städtische Kultur bald der dänischen angleicht, wird das Dänische zur einzigen Amtssprache, während das eigentliche Norwegische nur in den Tälern und an der Küste als Bauerndialekt ohne feste Schriftform erhalten bleibt.

Die dänische Politik seit den Oldenburgern wird beherrscht von dem alten Gegensatz gegen die Hanse, die immer wieder versucht hat, die dänischen Meeresstrassen in ihre Hand zu bekommen, und gegen das erstarkende Schweden. Norwegen hat dieser Politik zu dienen. Aus dem dänischen Gegensatz zur Hanse zieht es den Vorteil, dass 1558 die letzten Sonderrechte der Hanseaten in Bergen aufgehoben werden und die dort ansässigen deutschen Handwerker norwegische Bürger werden müssen. Jedesmal jedoch, wenn Dänemark

und Schweden in einen Krieg gerieten, kam Norwegen wegen seiner ungeschützten Flankenstellung in eine heikle Lage. Obwohl es niemals selbst Urheber der Kriege war, hat es genau wie Dänemark nach verlorenen Kriegen wertvolle Landesteile an Schweden abtreten müssen (1645 die Gaue Jämtland und Herjedalen südöstlich von Drontheim und 1658 Baahuslen an der Skagerrakküste). Da auch Dänemark seine Besitzungen auf der schwedischen Halbinsel, und zwar Halland, Blekinge und Schonen, nacheinander verlor, gelang es Schweden auf diese Art, seinen ursprünglich nur schmalen Zugang zum Weltmeere an der Mündung des Götaälf zu erweitern und schliesslich die gesamte Westküste von Falsterbo bis zum Eingang des Oslofjords in seine Hand zu bekommen. Norwegen und Dänemark hatten keine Landverbindung mehr. Der Weg über das Skagerrak war beschwerlich und in Kriegszeiten gefährlich. Das hatte zur Folge, dass Norwegen selbst Massnahmen ergreifen musste, um sich zu schützen. So organisierten die dänischen Statthalter in Norwegen ein neues Bauernheer und bilden es zum Kampf gegen Schweden aus. Dieses Heer schlug sich verschiedentlich sehr tapfer, besonders gegen den Schwedenkönig Karl XII, der ihm 1716 beim Versuch, ganz Norwegen zu erobern, erlag. 100 Jahre später bildete es die Macht, mit deren Hilfe es Norwegen möglich war, seine neuerworbene Selbständigkeit gegen Schweden zu wahren.

Die Wirtschaft Norwegens hatte unter den Dänen einen grossen Aufschwung genommen. Besonders der Holzhandel nach den Niederlanden und England blühte, im Landesinnern wurden Silber- und Kupfererze entdeckt, die den initiativreichen Christian IV, dem Gründer Kristianias, dazu veranlassten, mit Hilfe deutscher Fachleute in Kongsberg ein Silberbergwerk und in Röros ein Kupferbergwerk zu errichten. Die unter seinem Nachfolger einsetzende Richtung des Merkantilismus gab dem Handel und der Schiffahrt einen solchen Auftrieb, dass Krone und Adel weite Ländereien an ihre Bauern verkauften, um das Geld gewinnbringender anlegen zu können. Auf diese Weise tragen sie zu der Befreiung der Bauern vom Frondienst bei, so dass Norwegen früher als Deutschland wieder ein starkes, freies Bauerntum besitzt.

Die napoleonischen Kriege unterbrachen diesen steten Aufschwung. Zwar folgten nach 1801, als es England gelungen war, Dänemark durch einen Krieg aus dem europäischen Neutralitätsverbande herauszudrängen, noch einmal wieder glänzende Geschäftsjahre mit hohen Holzpreisen und Schiffsfrachten, so dass Norwegen, in ähnlicher Lage wie im Weltkriege 1914/18, grosse Gewinne einstecken konnte. Als aber England in der Furcht, Dänemark könne sich dem napoleonischen Festlandsystem anschliessen, im Jahre 1807 die dänische Flotte bei Kopenhagen überfiel und Dänemark England daraufhin den Krieg erklärte, geriet Norwegen in eine Wirtschaftskrise von beträchtlichen Ausmassen. Die Verbindung mit Dänemark war unterbrochen, da Schweden auf der Seite der Gegner Napoleons stand. Dänemark musste in Norwegen Sonderregierungskommissionen einsetzen, damit die Verwaltung überhaupt aufrecht erhalten bleiben

konnte. Es war ausserdem nicht in der Lage, die Blockade der Engländer im Skagerrak zu brechen, so dass es das für die Ernährung Norwegens notwendige Korn nicht liefern konnte. Da zu allem Überfluss in Norwegen zwei Jahre mit Missernten aufeinander folgten, brach im Lande eine Hungersnot aus. Diese Umstände bestärkten nur die Bestrebungen des inzwischen durch den Handel erstarkten norwegischen Bürgertums, sich besonders von der wirtschaftlichen, dann aber auch von der kulturellen Vormundschaft Dänemarks zu lösen und die Forderung nach einer eigenen norwegischen Notenbank und einer eigenen Universität zu stellen. In die letzte Forderung willigte Dänemark schliesslich ein und Norwegen erhält 1811 seine Universität in Oslo, damals Kristiania.

Den Mittelmächten war es gelungen, Schweden durch das Versprechen auf die Eingliederung Norwegens in Schweden endgültig auf die Seite der Gegner Napoleons zu ziehen, so dass es 1813 zum letzten Mal zu einem kurzen Kampf zwischen Schweden und dem mit Napoleon verbündeten Dänemark kommt.

Dänemark brach ihn bald ab, weil ein schwedisches Heer Jütland von Süden her bedrohte, und trat Norwegen am 14. Januar 1814 nach äusserst kurzen Verhandlungen in Kiel an den Schwedenkönig, Carl Johan Bernadotte, ab, ohne dass Norwegen, das nominell ein selbständiges Reich war, befragt, noch dass es zu den Verhandlungen hinzugezogen wurde. Bei dieser Gelegenheit verstand es der dänische Unterhändler, den schwedischen Beauftragten über den wirklichen Umfang des Königsreiches Norwegen zu täuschen und die norwegischen Aussenbesitzungen Island, Grönland und die Färöyer als angeblich dänisches Krongut von der Abtretung ausnehmen zu lassen, die auf diese Weise zu Dänemark kamen.

In Norwegen hatte sich bereits eine eigene Entwicklung angebahnt. Auf Betreiben einiger nationalgesinnter Grossgrundbesitzer und Beamten wurde eine volksgewählte Nationalversammlung nach Eidsvold einberufen, die am 17. Mai 1814 ein Grundgesetz annahm, das nach amerikanischem und französischem Vorbild geformt war. Norwegen wurde dadurch zu einem eigenen selbständigen Königreich erklärt, und der vakante Thron darauf dem in Norwegen sehr beliebten dänischen Thronfolger Kristian Frederik angeboten. Da jedoch die Grossmächte das Schweden gegebene Versprechen einlösen wollten, verzichtete dieser auf den Thron, erreichte dann aber durch kluge Verhandlungen, dass der Schwedenkönig trotz eines siegreichen Eingreifens des schwedischen Heeres Norwegen nicht in Schweden einverleibte, sondern sich damit begnügte, es durch eine Personalunion an die schwedische Krone zu binden.

Dem Anschein nach hatte also Norwegen nur den Unionspartner gewechselt, doch war es in die Union mit Schweden wesentlich stärker hineingegangen als 1380 in die Verbindung mit Dänemark und behielt mit der eigenen liberalen Verfassung auch die eigene gesetzgebende Versammlung, das Storting. Eine völlige Gleichberechtigung mit Schweden erreichte es jedoch nicht. Die durch eine Reichsakte

festgelegten Beziehungen zu Schweden gaben diesem Land beispielsweise auf dem Gebiet der Aussenpolitik die unbedingte und alleinige Führung. Das kommende neunzehnte Jahrhundert war für Norwegen deshalb ein Kampf um die Gleichberechtigung, der schliesslich im Jahre 1905 zum Ziele führte, gleichzeitig aber auch den Zusammenbruch der Union herbeiführte.

**Das grosse Jahrhundert.**

In den ersten dreissig Jahren nach 1814 ist Norwegen zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als dass es dem Kampf mit Schweden schon grössere Kräfte widmen könnte. Im Glanze seiner neugewonnenen Selbständigkeit entwickelt sich auf allen Gebieten ein blühendes nationales Leben. In der Kunst sind es besonders Dichtung und Malerei, die diesen nationalen Gefühlen in romantischem Überschwang Ausdruck verleihen. Alles echte Nationale, und mit ihm sein Träger, der norwegische Bauer, werden verherrlicht; norwegische Volkslieder und Volksmärchen werden gesammelt, die deutschen Märchensammler Gebrüder Grimm geben den Anstoss dazu. Der ausgeprägteste Vertreter der «Nationalromantik» ist Henrik Wergeland, der nicht nur für eine nationale Dichtung eintrat, sondern auch schon eine Kampfstellung gegen die dänische Sprache einnahm und damit der eigentliche geistige Urheber der Sprachbewegung ist, die sich die Wiederbelebung der ursprünglichen norwegischen Sprache zum Ziel gesetzt hat und mit ihrer Neuformung und schriftlichen Festlegung dieser Sprache, dem Landsmaal, das heutige Norwegen in zwei sich unversöhnlich gegenüberstehende Sprachgruppen aufgeteilt hat. Ibsen und Björnson reichen mit ihren historisch romantischen Dramen und den Bauernnovellen noch in diese Zeit der Nationalromantik hinein. Ein Edvard Grieg schöpft seine schönsten Inspirationen aus der wiederentdeckten norwegischen Volksmusik.

Die Bauern selbst verfolgten allerdings weniger romantische Ziele. Obwohl sie im Bewusstsein der Dichter und Gelehrten eine so hohe Stellung inne hatten, war ihr Einfluss auf die Politik des Landes nur gering. Die Eidsvoldverfassung war ein ausgesprochenes Werk der führenden Beamtenschicht gewesen, und sie war es auch weiterhin, die die eigentliche Macht im Lande inne hatte. Dagegen und gegen die nach Ansicht der Bauern zu hohen Steuerlasten machten sie Front. Im ursprünglichen Storting gab es noch keine eigentliche Parteien. Als erste fanden sich nun die Bauern allmählich zu einer in allen wirtschaftlichen Fragen einigen Gruppe zusammen und erreichten unter anderem die Einführung der kommunalen Selbstverwaltung, wie sie in einer sehr weitgehenden Form noch heute in Norwegen Gültigkeit besitzt.

Nach einer stetigen wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung, die ihren Höhepunkt in den Jahren 1850—60 erreichte, kam es zu einer scharfen Wirtschaftskrise. Der Niedergang führte zu einer umfangreichen Auswanderungsbewegung, die dem Lande so viel Blut entzog, dass man die Zahl der in Nordamerika wohnenden Norweger fast so

hoch wie die des Mutterlandes anschlagen muss. Die fortschreitende Industrialisierung und die freie Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse machten eine Umstellung der norwegischen Landwirtschaft von der Korn- auf Milch- und Fleischproduktion nötig, die aber die bisher ziemlich autarke norwegische Wirtschaft in Abhängigkeit zu den Wirtschaftsbewegungen des Auslandes brachte. Auf der anderen Seite gaben die Krisenjahre den Anstoss zur Erweiterung der norwegischen Handelsflotte, da Norwegen mit seinen anspruchslosen Segelfahrzeugen als einziges Land sich trotz der niedrigen Frachtsätze behaupten konnte, ja dazu überging, aufgelegten Schiffsraum der Nachbarländer aufzukaufen. Seine einmal erworbene führende Stellung als Schiffahrtsnation hat es dann in die Zeit der Dampf- und Motorschiffahrt hinüberretten und bis zum Ausbruch des jetzigen Weltkrieges halten können.

Im Storting hatte sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine linke Opposition herausgebildet, die das Ziel anstrebte, die Regierung, die bislang vom König berufen wurde, vom Vertrauen des Stortings abhängig zu machen, mit anderen Worten, den Parlamentarismus einzuführen. Sie war 1872 so stark geworden, dass sie ein entsprechendes Gesetz im Storting durchbrachte, wogegen der König jedoch sein Veto einlegte. Da verkündete das Storting 1880 das Gesetz, das es zum dritten Male angenommen hatte, ohne die Sanktion des Königs als gültig. Dieser Konflikt mit dem schwedischen König entfachte den alten Streit um die Gleichberechtigung Norwegens als Unionspartner Schwedens von neuem. Bis dahin hatte Norwegen nur erreicht, eine eigene Handelsflagge führen zu dürfen (1836) und Bestrebungen Schwedens, die Union enger zu knüpfen, abzuweisen (1871). Von nun an erstrebte Norwegen auch eine Beteiligung an den aussenpolitischen Angelegenheiten des Unionsstaates. Es wurde zunächst die Forderung nach eigenen norwegischen Konsuln im Auslande erhoben. Die norwegische Schiffahrt hatte einen solchen Umfang angenommen, dass Norwegen berechtigt zu sein glaubte, die Betreuung der norwegischen Seefahrer im Auslande durch ihre eigenen Landsleute verlangen zu können. Die Mehrheit der Norweger wäre durch ein Entgegenkommen der Schweden in dieser Frage befriedigt gewesen; nur die radikale Linke verlangte von Anfang an einen eigenen Aussenminister. Von norwegischer Seite wurde ein Vorschlag zur Lösung ausgearbeitet, den jedoch die Schweden lange unbeachtet liegen liessen. In ihrem Gegenvorschlag (Ende 1904) bewiesen sie, dass sie dem norwegischen Standpunkt kein Verständnis entgegenbringen konnten. Er enthielt einige Punkte, die für die öffentliche Meinung in Norwegen allzu deutlich die untergeordnete Rolle Norwegens im Verhältnis zu Schweden betonten, und sie vollends in Harnisch brachte. Schon zu einem früheren Zeitpunkt des Streits, als Schweden mit einem militärischen Eingreifen gedroht hatte, war das norwegische Heer verstärkt worden, obwohl weder der oberste Kriegsherr, der Unionskönig, den Befehl dazu gegeben hatte, noch Mittel im Haushalt dafür vorgesehen waren. Gestützt auf die öffentliche Meinung und mit einem starken Heer im Rücken wagt eine neugebildete radikale Regierung unter der Führung des Bergensers

Christian Michelsen den letzten Schritt und treibt die Dinge auf die Spitze, indem sie durch das Storting ein Gesetz annehmen lässt, dass die Konsulatsfrage im norwegischen Sinne regelt. Das Gesetz wird am 27. Mai 1905 dem König in Stockholm zur Unterschrift vorgelegt. Der König weigerte sich, es zu sanktionieren, da er durch die Annahme des Gesetzes zugegeben hätte, dass Norwegen das Recht hätte, auch in Unionsfragen ohne schwedische Zustimmung über sich selbst bestimmen zu können. Aber bevor diese Weigerung zu Protokoll gebracht werden konnte, trat die norwegische Regierung in ihrer Gesamtheit zurück. Eine neue, ihn unterstützende Regierung konnte der König bei der derzeitigen Zusammensetzung des norwegischen Stortings nicht bilden; er lehnte deshalb auch die Demission der norwegischen Regierung ab. Es war nun ein Fall eingetreten, den das norwegische Grundgesetz nicht vorsah: Der König hatte keine Regierung mehr, die Regierung keinen König. Der nächste blitzschnell folgende Zug der norwegischen Regierung bestand darin, ihre Macht am 7. Juni 1905 in die Hände des Stortings zu legen und von ihm erneut das Vertrauen zu erhalten. Dadurch wurde Norwegen indirekt zu einem selbständigen Reich erklärt. Das Storting bittet gleichzeitig das Haus Bernadotte, ein Mitglied des Hauses den norwegischen Thron einnehmen zu lassen.

In Schweden war der Widerstand der gross-schwedischen Kreise gegen die Unionsauflösung des klein-norwegisch denkenden Stortings nicht mächtig genug, um sie zu verhindern. Norwegische Abgesandte, vor allem Fridtjof Nansen und Wedel-Jarlsberg, hatten ausserdem in England und dem übrigen Auslande die norwegische Sache so erfolgreich vorbereitet, dass Schweden 1905 nicht wie 1814 auf die Unterstützung der Grossmächte rechnen konnte. Im Gegenteil, es ist anzunehmen, dass England in der Erkenntnis der Gefahr, die ein in fester Union mit dem deutschfreundlichen Schweden stehendes Norwegen für seine linke Seeflanke bildete, die Auflösung unterstützte. England hat jedenfalls dafür gesorgt, dass bei der Besetzung des Thrones der englische Einfluss gewahrt blieb. Das Haus Bernadotte lehnte es ab, einen König zu stellen. Die Bemühungen des so betont norwegenfreundlichen deutschen Kaisers, einen deutschen Prinzen auf den Thron Norwegens zu bringen, waren sehr herzlich, stiessen aber in Norwegen auf keine Gegenliebe. Der Kaiser machte aus der Angelegenheit keine Machtfrage, sondern verzichtete grossmütig. Gewählt wurde letzten Endes der Bruder des dänischen Königs, Carl, der mit der Schwester des damals regierenden englischen Königs, Edward VII, verheiratet war. Nach einer für ihn günstig verlaufenden Volksabstimmung betrat Prinz Carl am 25. November 1905 norwegischen Boden. In kluger Anknüpfung an die norwegische Geschichte nahm er den Namen Haakon VII an und nannte seinen kleinen Sohn Alexander Olav. Die englische Prinzessin Maud änderte dagegen ihren Namen nicht.

Im 19. Jahrhundert war durch die nordischen Staaten eine panskandinavische Bewegung gegangen. Fast alle führenden Kräfte unter

ihnen auch Ibsen und Björnson, hatten sich für eine Annäherung der drei Staaten eingesetzt. 1905 bedeutet für den Skandinavismus eine Niederlage. Ebensowenig wie Dänemark hatte Schweden es verstanden, seinen Partner für sich zu gewinnen, sondern eher noch den Loslösungsbestrebungen durch überhebliches Verhalten den Norwegern gegenüber neuen Nährboden gegeben. Norwegens Verselbständigung 1905 war eine sehr späte Frucht der Nationalitätenkämpfe des 19. Jahrhunderts. Sie hat nicht einmal mehr Zeit gefunden, in der spannunggeladenen Atmosphäre des 20. Jahrhunderts ganz auszureifen.

**Norwegen als selbständiger Staat.**

Die Jahre von 1905 bis zum Kriegsausbruch 1914 und die Zeit des Weltkrieges selbst brachten für Norwegen eine beachtliche wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung. Die Landwirtschaft wurde weiter intensiviert und brachte durch die Einfuhr billigen Kraftfutters hohe Erträge, wurde aber mehr denn je von den Schwankungen der internationalen Märkte abhängig. Die Fischerei konnte durch die Motorisierung der Küstenfischerflotte weit höhere Erträge als früher liefern. In der Trawlfischerei wurde Norwegen jedoch bald überflügelt, da es in kurzsichtiger Rücksichtnahme auf die zahlreiche Küstenbevölkerung die menschensparende Trawlfischerei einschränkte. Die Schiffahrtsflotte wurde ausgebaut und modernisiert, so dass Norwegen bald, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, die höchste Tonnendurchschnittszahl der Welt erreichte und auch in Bezug auf das Durchschnittsalter der Flotte den ersten Platz einnahm. Der Waldreichtum des Landes wurde durch Veredelung des Holzes in Cellulosefabriken zu einer grösseren Einnahmequelle denn je. Norwegen begann, die ungeheuren Kraftreserven des Landes, die Wasserfälle, langsam auszunutzen und sie besonders für die Gewinnung von Kunstdünger, des sogenannten Norge-Salpeters, zu verwenden. In dem Bestreben, sich vor allzu grossem ausländischen Kapitaleinfluss zu schützen, gab es sich die Konzessionsgesetze, die den Verkauf der Wasserfälle an ausländische Kapitalgesellschaften verhindern sollten. Aus Mangel an eigenen Kapitalien ging deshalb der Ausbau der Kräfte recht langsam von statten und Norwegen war weiterhin darauf angewiesen, grosse Mengen anderer Kraftstoffe wie Kohle und Öl einzuführen, wodurch die Abhängigkeit vom Auslande keineswegs geringer wurde.

Der Weltkrieg brachte Norwegen, da sich seine besten Handelspartner Deutschland und England bekriegten, zunächst in eine schwierige Lage. Es betonte nach aussen hin seinen unbedingten Neutralitätswillen, der durch eine Zusammenkunft der drei nordischen Könige in Malmö (Dezember 1914) unterstrichen wurde. Es schien im Anfang, als ob es auf dem Gebiete des Handels freie Hand behalten sollte. Die Ausfuhr nach Deutschland stieg, bis England, das den Erfolg seiner Blockade bedroht sah, einschritt, schwarze Listen auf-

stellte und drohte, bei Nichteinschränkung der Fischausfuhr nach Deutschland die Kohle- und Ölzufuhr nach Norwegen zu sperren. Norwegen beugte sich ohne Widerrede und führte von da ab nur noch 15 % seiner Fänge nach Deutschland aus. Was Norwegen aber in noch grössere Abhägigkeit von England brachte, war seine Handelsflotte. Wenn sie nicht stilliegen wollte, musste sie für die Alliierten fahren. Die Opfer, die der deutsche U-Boot-Krieg, den die alliierten Mächte propagandistisch sehr geschickt gegen Deutschland ausnutzten, notwendigerweise auch unter norwegischen Schiffen fordern musste, brachte die Stimmung in Norwegen gegen Kriegsende ausgesprochen auf die Seite der Alliierten. Die geschäftlichen Rücksichten hatten den Sieg über die alten kulturellen Beziehungen zu Deutschland davongetragen. Im letzten Kriegsjahr und in den ersten beiden Jahren nach Kriegsende wurde Norwegen zu einem Grossverdiener ohnegleichen. Die Frachtsätze waren ins Ungemessene gestiegen, der Schiffsraum knapp, so dass Norwegen seine ihm noch verbliebene Handelsflotte sehr gewinnbringend einsetzen konnte.

Der Sieg wurde von England nach dem Kriege erfolgreich ausgebaut. Durch kleine Zugeständnisse auf dem politischen Sektor, durch die Anerkennung der norwegischen Souveränität über Spitzbergen, über die Bouvetinsel in der Südsee und kurz vor Ausbruch des neuen Weltkrieges auch über einen Sektor des Südpolarkontinents band es Norwegen an sich. Der starke Aufschwung des Walfangs, der Norwegen grosse Summen einbrachte, war nur mit stillschweigender Billigung Englands und starker englischer Kapitalbeteiligung möglich. Nur auf einem Gebiet erlitt Norwegen eine aussenpolitische Niederlage. Der Versuch, einen Teil Grönlands durch ein Verfahren beim internationalen Gerichtshof in den Haag gegen Dänemark zurückzugewinnen, scheiterte. Es ist anzunehmen, dass hier die mangelnde Unterstützung der Vereinigten Staaten eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat, die dieses Gebiet längst als ihre eigene Interessensphäre betrachteten und es dann 1941 mit Hilfe eines Scheinvertrages mit dem dänischen Gesandten in Washington okkupierten.

Als weiteres Mittel, Norwegen an sich zu ketten, bedienten sich die Westmächte des Völkerbundes. In diesem Institut schanzte man den kleinen Nationen Ehrenplätze zu und sicherte ihnen dadurch dem Anschein nach einen Einfluss auf die grosse Politik. Die beiden namhaften Vertreter Norwegens in Genf waren Fridtjof Nansen und der Halbjude Hambro. Der erste arbeitete uneigennützig für wirkliche humanitäre Ziele, der andere wurde zum Handlanger seiner Vettern in der Londoner City und spielte in den kritischen Tagen April/Juni 1940 eine für Norwegen höchst unheilvolle Rolle.

Auf dem kulturellen Gebiet wurde Amerika das grosse Vorbild in Norwegen. Amerikanische Filme und Bücher beginnen nach dem Kriege den norwegischen Markt unangefochten zu beherrschen und bringen amerikanische Lebensweise, amerikanischen Baustil und amerikanische Anschauungen über Demokratie und Freiheit ins Land.

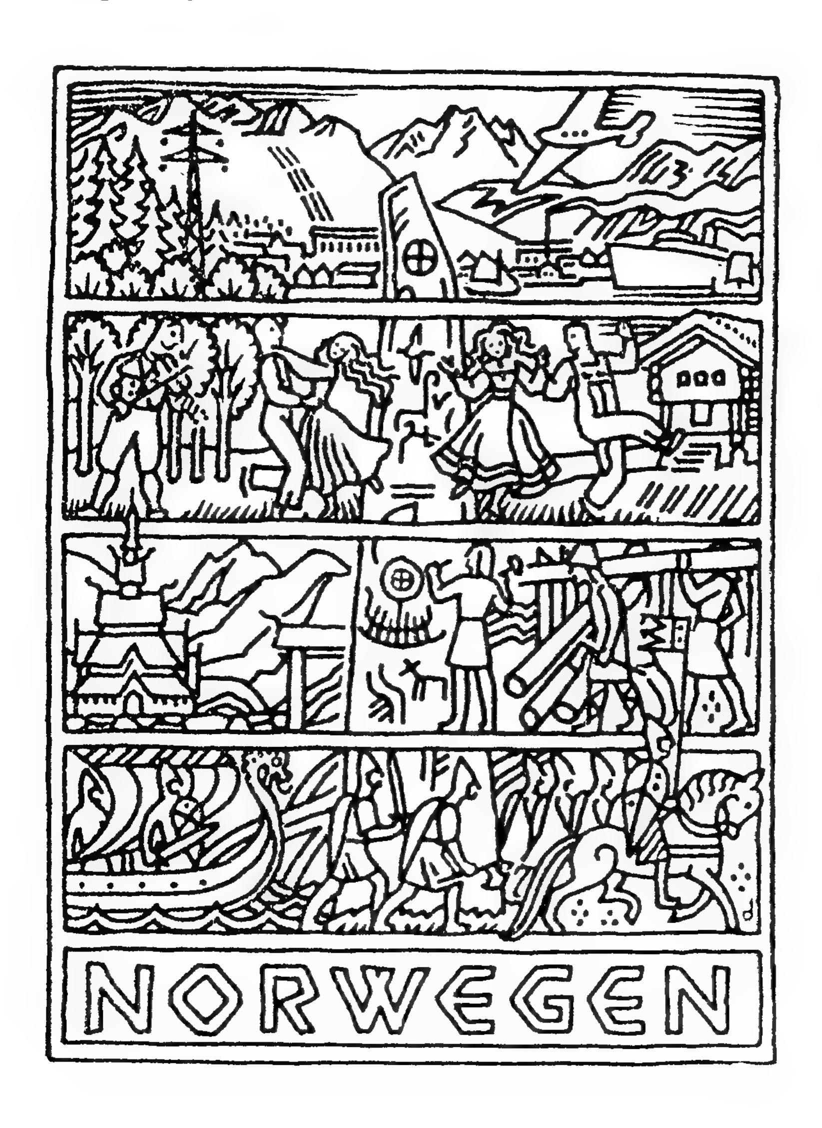
Deutschland hatte seit 1918 kaum noch eine Rolle gespielt. Der Handel mit ihm war weiterhin recht bedeutend, war aber bei den Einschränkungen, die sich das Reich nach und nach auferlegen musste, umständlich und brachte keine freie Valuta ein. Sein kultureller Einfluss sank von Jahr zu Jahr. Sicherste Anzeichen dafür waren der Abbau des Unterrichts in der deutschen Sprache an den höheren Schulen und die sinkende Zahl der Übersetzungen deutscher literarischer Werke und der eingeführten deutschen Filme.

Die Westmächte konnten deshalb Norwegen, als der zweite Weltkrieg 1939 ausbrach, als ein ihren Interessen gefügiges Land betrachten. Norwegen rechnete offenbar wieder damit, wie im Kriege 1914/18 als stillschweigender Verbündeter der alliierten Mächte gross verdienen zu können, und liess, um den Verdienst nicht zu schmälern, seine Wehrmacht, mit der es seine Neutralität hätte verteidigen können, weiter in dem Zustand des Verfalls, in dem sie sich seit dem Weltkrieg befunden hatte. Das Schwergewicht seines Handels hatte sich so sehr von Deutschland auf die Westmächte verlagert, dass England keine sichtbaren Massnahmen zur Lenkung des norwegischen Handels mehr zu ergreifen brauchte. Die norwegische Handelsflotte stellte sich freiwillig in Englands Dienst, und englischer Propaganda wurden in Presse und Funk willig Raum gegeben. Während man sich Deutschland gegenüber streng an die Neutralitätsbestimmungen hielt (Fall «City of Flint»), konnte England unbehelligt norwegisches Gebiet überfliegen, oder wie im Falle «Altmark» in norwegische Gewässer einfahren, um deutsche Handelsschiffe zu überfallen, oder zur Unterbindung der deutschen Eisenerzeinfuhr von Narvik aus im norwegischen Hoheitsgebiet Minen auslegen. Das norwegische Volk aber liess man über die Tragweite dieser völkerrechtswidrigen Handlungen im unklaren. Die Regierung begnügte sich mit papierenen Protesten.

Das Deutsche Reich kam nicht als Angreifer nach Norwegen, sondern um sich selbst und Norwegen vor dem schon in Gang gesetzten englischen Überfall zu schützen. Es kam zu einem kurzen Feldzug, in dem die Norweger natürlich von den Engländern im Stich gelassen wurden. England kämpfte wieder einmal bis zum letzten Mann — des Bundesgenossen, der bereit war, für ihn den Schädel hinzuhalten. Die englische Kriegsausweitungspolitik mit ihrer intensiven Propaganda und ihren Provokationen hat ein Eingreifen der deutschen Wehrmacht erforderlich gemacht. Durch sein schnelles Zupacken hat es der deutsche Soldat dem norwegischen Volk erspart, dass sein Land zum Tummelplatz der internationalen Plutokratien wurde und damit sich von diesem Krieg wohl niemals mehr erholt hätte.

Das Deutsche Reich war weder als wirtschaftlicher noch als politischer Eroberer gekommen. Das erste liess schon die karge Natur des Landes mit dem ständigen Defizit in der Warenbilanz nicht zu, und das zweite beweist das Reich durch seine Haltung gegenüber den norwegischen innerpolitischen Verhältnissen. Es liess einen partei-

mässig zusammengesetzten Administrationsrat das Land verwalten. Aber die norwegischen Parteiführer, soweit sie nicht vor lauter Schreck über die wirksame deutsche Reaktion Hals über Kopf ihr Land im Stich gelassen haben und vor der Verantwortung für ihr frevelhaftes Spiel geflohen waren, erwiesen sich als gänzlich unfähig oder unwillig ihr Land den gegebenen Umständen anzupassen, zumal noch die Sünden der bisherigen liberalistischen Wirtschaftsführung immer deutlicher sichtbar und fühlbar wurden. So konnte der sogenannte Administrationsrat nicht die Lage meistern und musste am 25. September 1940 Vidkun Quisling und seinen Männern weichen. Vidkun Quisling und seine «Nasjonal Samling» hatten erkannt, dass Norwegen sich aus seiner bisherigen Bindung an die Westmächte lösen und in innerer Geschlossenheit sich auf seine eigenen völkischen Kräfte im Rahmen einer grossgermanischen Gemeinschaft besinnen müsse. Vidkun Quisling und seine Männer waren am 25. September 1940 mit der kommissarischen Führung des Landes betraut worden. In Konsequenz dieses Auftrages und als Beweis für die Bewährung des eingeschlagenen Weges stimmte das norwegische Höchstgericht als oberste Reichsinstanz des norwegischen Staates dem Antrag sämtlicher norwegischer Minister zu, den Förer von Nasjonal Samling, Vidkun Quisling, aufzufordern, als Ministerpräsident die Leitung der norwegischen Regierung zu übernehmen.



## Die Zinngießer

Die Namen der ersten in Schweden auftauchenden Zinngießer weisen fast durchgängig auf deutsche Herkunft hin. Im Jahre 1491 starb in Stockholm ein Meister Botwid, der Ältermann der hiesigen Zinngießerzunft, der sogenannten St. Olavsgilde, war. [1])

Zinngießer werden in Schweden urkundlich bereits im 14. Jahrhundert erwähnt. Im Jahre 1376 findet man in einem Stockholmer Magistratsprotokoll einen „Holsten Kannengeter" erwähnt. Der Zinngießer Hans Raeff kaufte 1424 von „herr Ficke von der Odenstad" ein Steinhaus für 210 Mark. Im Jahre 1437 verlangte ebengenannter Hans Raeff Bezahlung für eine Kirchenglocke, die er dem Schwarzbrüder-Kloster in Stockholm geliefert hatte. 1437 wird urkundlich der Zinngießer Staffan, bzw. dessen Hausbesitz genannt. Der Zinngießer Jakob Busse wohnte in den Jahren von 1516—1519 im südlichen Stadtteil der schwedischen Hauptstadt. Von 1535 bis 1538 soll der Zinngießer O. Kranck Ratsherr von Stockholm gewesen sein. Etwa 1598 wurde ein Michel Diemer in Stockholm Zinngießermeister. Selbiger wird als ein sehr vermögender Mann bezeichnet, was auf eine umfangreiche Handwerkstätigkeit schließen läßt. Diemer hatte viele Ehrenämter inne. Er war u. a. Mitglied der Stockholmer Steuer-Einschätzungskommission. Als er starb, hinterließ er zwei unmündige Kinder, zu deren Vormund Wolfgang Petzodus, der Vorsitzende der Deutschen Kolonie in Stockholm, bestellt wurde. [2]) Aus allem, was wir wissen, kann man wohl behaupten, daß sich die alten Stockholmer Zinngießer dank ihrem Fleiß und ihrer geachteten Kunstfertigkeit in guten sozialen Verhältnissen befanden.

Im Jahre 1545 gaben sich die in Stockholm ansässigen Zinngießer eine Handwerksordnung. Besagte Ordnung ist in einem schönen Ledereinband mit Blinddruck eingebunden, der eine Arbeit des in Stockholm ansässigen deutschen Buchbinders Heinrich Schulte darstellt. Der zunftmäßige Zusammenschluß der Stockholmer Zinngießer scheint jedoch erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts erfolgt zu sein. Etwa 1619 war ein Meister Hindrik Ältermann der Stockholmer Zinngießerzunft. Er wurde 1624 von Erik Arvidsson abgelöst. Arvidsson ist übrigens der erste Ältermann, der in den alten, laufend geführten Protokollen der Stockholmer Zinngießerzunft aufgeführt ist. Trotz seines schwedisch klingenden Namens ist anzunehmen, daß Erik Arvidsson deutscher Herkunft war. In jenen Jahren war es oft so, daß die schwedischen Behörden deutsche Namen verschwedisierten. Jedenfalls wissen wir, daß Meister Erik Arvidsson Mitglied der deutschen Kirchengemeinde in Stockholm war. Aus einer Rechnung der „Tyska Kyrkan" (Deutsche Kirche) vom 16. November 1637 geht hervor: „Meist Erich Kannengießers, Witwe 3 leüten, 6 dr.", [3]) daß auch seine Frau, die Elisabeth Widich hieß, auf dem Acker der deutschen Kirche begraben wurde. Schwedische Bürger waren im allgemeinen nicht Mitglieder der deutschen Kirchengemeinde zu Stockholm.

Die Handwerkerrolle der Zinngießer in Stockholm aus dem Jahre 1655 weist 11 Gesellen auf, von ihnen waren 6 Deutsche. Die Zunftsprache der Zinngießer im alten Schweden war deutsch. Das älteste Gesellenbuch der Zinngießerzunft in Stockholm aus dem Jahre 1650, welches in Leder eingebunden ist, hat auf dem Lederdeckel die Buchstaben: D. K. G. G. S. B. I. S. H. geprägt, welche als „Der Kannen-Gießer Gesell-Schaft Buch In StockHolm" zu lesen sind. In dieses Buch trugen die Stockholmer Zinngießergesellen die Ereignisse ihrer laufenden Vierwochen-Zusammenkünfte ein. Ab 1735 führten sie ein sogenanntes „Umschaubuch". Wozu es diente, darüber gibt nachfolgend aufgeführte Eintragung Auskunft: „Den 1. Januarius 1735 haben wiehr sambtliche gesellen beschlossen wie unsere nahmen hernach folgen: Dieses Gesellen Buch

darzu gestifftet, das darinen soll vorgezeichnet werden denen anher angewandert kommenden gesellen, Ihren nahmen und den Orth, wo sie gelernt haben." [4])

Ohne Zweifel stand die Stockholmer Zinngießerzunft, gleich wie die Zünfte in Dänemark und Norwegen, mit der reichsdeutschen Zunftorganisation in engster Verbindung. Im Jahre 1691 zeigt beispielsweise die Zinngießerzunft aus Stettin in Stockholm an, daß der schwedische Zinngießergeselle Ernst Odeberg mit 18 Talern Geldstrafe zu belegen ist, weil er von Stettin „ohne Gruß" abgereist sei. [5]) Man ersieht daraus, daß eine nur geringfügige Übertretung der geltenden Zunftbestimmungen von der deutschen Zunftorganisation mit hoher Geldstrafe geahndet wurde. Ihr strenger Arm reichte bis nach Schweden.

Die in der Stadt Reval (Estland) wohnhaften Zinngießer waren eine Zeitlang der Zunft in Stockholm unterstellt. Das Land Estland befand sich bekanntlich bis 1720 unter schwedischer Oberhoheit. Am Schluß des 17. Jahrhunderts wollten die in Reval ansässigen Zinngießer eine eigene Zunft bilden und richteten aus diesem Grunde an ihre Zunftkollegen in Stockholm folgendes Schreiben:

Ehrenveste, Vor Achtbare und Wohlbescheidene Herren, Eltermann, Eltesten, Beijsitzere und sämtliche Mit-Meistere, allerseits vielgeehrte und liebwehrteste nachbarliche Freünde.

Gegen dienstfreündlichster Begrüßung und Anerbieten unserer möglichst beflejsenen Freundschafts- und pflichtschuldigsten Dienst-Erweisungen haben wir abereinst Einem Ehrbaren Ambte hiedurch anzutragen nicht umbhin gekont, welcher gestalt Ein Wohl-Edl. und hoch.Rat alhier, die ultimo Martij anni currentis eine Sententz in streitiger Amts-Sache Zwischen mir M:r Paul Kopes, als Klägers, wieder uns beyde Mit-Meistere publiciren lassen, welches sich dann auff Ihrer Königl. Maj. Unsers Allergnädigsten Königes und Herren, dieser unser guhten Stadt bereits in anno 1662 den 30:ten Julii ertheilten Resolution und dann Eures Hochweißl. Königl.Ober Commercien Collegii in der Residentz-Stadt Stockholm darauf fundirendes allergnädigstens Rescript vom 1. Octobris anni 1689 kräftigste beziehet, dergestalt und also, daß, wann drey Personen eines handwercks in einer Stadt sich befinden, denselben frey stehen solle ein Ambt unter sich aufzurichten, und mit Ausländischen, bevoraber denen aus der Schwedischen Nation, Amts-Gewohnheiten und Gebräuche zu exerciren, wie solches alles beygehendes hoch zu respectirendes Rescriptum und Urtheil weitläufiger darthun und dociren. Wann wir dann nun endlich nichtes liebers sehen wünschen möchten, als daß eine längst-desiderirte, beständige, Amts-brüderliche Liebe, Friede, und Einigkeit bey uns gestiftet werden möge; Als haben wir uns dessfals Amtsbrüderlich nunmehro mit einander beredet, und sind erböhtig die unausgezahlte fünff Dahler S.M. in die Amts-Lade, und einen R:dal für die Armen zuerlegen, auch nach Beschehung dessen mit unserm bisshero streitiggewesenem, und anjetzo mit einer abmattenden Kranckheit und Schlage behaffeten Mit-Meister ein eigenes Ambt unter uns unverzögerlich und ohne weitern Disput alhier aufzurichten. Ersuchen demnach Ein Ehrb. Ambt, zu Beschleün und Beforderung unsers heilsnahmlich-intentionirten Vorhabens uns je eher je lieber die Ambts Schragen zugesagter massen zu zusenden, damit uns hiernechst einige gewisse Ambts-Herren von unserm Hochlöbl. Magistrat zugeordert werden können. Wir versichern uns in diesem unsere recht- und billichmäßigem Gesuche wilfähriger und angenehmer Erklärung, wie wir dem auch hinferner nach äußerster Möglichkeit in alle wege verbleiben werden.

Reval am 30. September. an 1691

Eines wohlgeachteten Ehrb. Ambtes Dienstschuldigste
Peter Steinhoff Paul Kopes Joachim Henst. [5])

Aus dem 17. und 18. Jahrhundert ist uns eine Reihe deutscher Zinngießer bekannt, die in Stockholm, bzw. Schweden beachtenswert gewirkt haben. [6]) Der Zinngießer Gören Jesken, der in Stockholm als Sohn eines eingewanderten deutschen Schneiders geboren wurde, war zu Beginn des 17. Jahrhunderts einer der angesehensten Zinngießermeister der schwedischen Hauptstadt. Er war mit einer Tochter des vorstehend erwähnten Zinngießers Erik Arvidsson verheiratet. Traditioneller Handwerkssinn beherrschte sein Streben. Im Jahre 1624 setzte er sich kraftvoll für die Reorganisation der Stockholmer Zinngießerzunft ein. Durch dieses Bemühen gewann er bei seinen Zunftgenossen

manche Achtung. Aber auch außerhalb der beruflichen Tätigkeit erhielt Gören Jeskes Ansehen. Im Jahre 1633 wurde er zum Ratsherrn und Kämmerer der Stadt Stockholm gewählt. Ab 1650 war er Kirchenvorstand der Stor-Kirche. Er starb 1652.

Viet Drenchler ging zu Meister Gören Jeske in die Lehre und war anscheinend der Sohn eines eingewanderten deutschen Handwerkers. Drenchler gehörte zum guten alten Handwerkertyp. Ehre und Fleiß des Handwerkers waren sein höchstes Lebensgesetz. Gleich seinem Meister Jeske, von dem er wohl die hohe Zuneigung zur strengen Ordnung der Zunft geerbt hatte, machte auch er sich um das Ansehen der Zunft verdient; im Jahre 1674 wurde er zum Ältermann gewählt. Dieses Amt gab er 1684 wegen Altersschwäche ab. Im selbigen Jahre konnte er sein 60jähriges Handwerksjubiläum feiern. Drenchler hatte eine Reihe Ehrenämter inne. Im Jahre 1644 wird er als Vormund der unmündigen Kinder des deutschen Kupferschmiedes Christoph Habenberg in Stockholm genannt. Sein kunstfertiges Streben gewann in der schwedischen Hauptstadt Ruf und brachte ihm den Titel eines königlich schwedischen Zinngießers ein. In dieser Eigenschaft schuf er für den königlichen Hof in Stockholm eine Reihe bemerkenswerter Arbeiten. So ist z. B. das Tauffaß des Schwedenkönigs Karl XI., für welches er 33 Taler Arbeitslohn erhielt, sein Werk. Desgleichen der Zinnsarg des Schwedenkönigs Karl X. Viet Drenchler starb am 18. Juli 1686. Er war ein vermögender Mann. Im Jahre 1652 beteiligte er sich mit 500 Talern an der öffentlichen Unterstützungsaktion zur Linderung der schwedischen Staatsschulden.

Göran Kandt d. Ä., der um 1612 in der Stadt Brieg (Schlesien) geboren wurde, entstammte einer alten schlesischen Zinngießerfamilie. Sein Vater war der Zinngießer Elias Kandt in genannter schlesischer Stadt. Göran Kandt kam 1642 nach Stockholm, bzw. tauchte hierorts sein Name erstmalig auf. Am 30. Oktober 1642 fand in der Deutschen Kirche zu Stockholm die Trauung Kandts mit Dorothea Berndt statt. Meister Kandt war ein gediegener Kunsthandwerker. Traditionelles Kunststreben und ein guter Blick für Stilformen zeichnen seine Arbeiten aus. Göran Kandt scheint 1652 gestorben zu sein. Der alten Familientradition gemäß, übernahm nach seinem Tode sein Sohn Elias, welcher 1644 geboren wurde, das Zinngießer-Handwerk des verstorbenen Vaters.

Hans Moritz, geboren in „Perl aus Distmaren", wie es im Traubuch der Deutschen Kirche zu Stockholm heißt, war Lehrjunge bei Meister Göran Jeske. Am 28. April 1644 legte er vor der Zunftlade die Gesellenprüfung ab. War 15 Jahre lang Beisitzer der Stockholmer Zinngießerzunft und vertrat bei vorkommenden Krankheitsfällen den Ältermann. In den Kreisen seiner Zunftgenossen besaß Meister Hans Moritz Ansehen. Sein Kunsthandwerk betrieb er mit Ernst und beachtlichem Können.

Der Zinngießermeister Adam Weigang, der 1659 nach Stockholm kam, stammte aus der Stadt Bautzen. Im Jahre 1661 machte er hierorts seine Meisterprüfung und im darauffolgenden Jahre erwarb er das Bürgerrecht. Am 13. Juli 1662 wurde er in der Deutschen Kirche mit Dorothea Moderau getraut. Adam Weigang war ein kunstsinniger Handwerker. Der Wert seiner Arbeitsleistungen machte den schwedischen Königshof auf ihn aufmerksam. Im Jahre 1664 führte er für die schwedische Königin eine Reihe Zinnarbeiten aus. Meister Weigang starb 1677.

Johann Johansson stammte aus Dithmarschen. 1665 trat er beim Meister Moritz in die Lehre ein und 1677 wurde er Zinngießermeister. Im gleichen Jahre heiratete er Ursula Faltz, die Tochter des in Stockholm ansässigen deutschen Goldschmiedes Raimund Faltz, der Hofjuwelier der Schwedenkönigin Hedwig Eleonora war. 1687 wurde Meister Johansson zum Ältermann der Stockholmer Zinngießerzunft gewählt; dieses Amt hatte er 25 Jahre lang inne. Ein Beweis, daß er in den Reihen seiner Zunftgenossen ein reiches Maß an Vertrauen besaß. In seiner Werkstatt wurden die Meisterprüfungsarbeiten ausgeführt. Es heißt von

ihm, daß sein kritisches Auge streng über die Qualität der zu leistenden Arbeiten wachte. In diesem Bestreben war er aus dem echten Holz der alten deutschen Meisterschule geschnitzt. Johansson starb am 17. Mai 1715. Nach seinem Tode meldeten sich Erben aus Sachsen.

Martin Kaspar Rochus trat zum Meister Hans Moritz in die Lehre. Im Jahre 1682 machte er die Zinngießer-Meisterprüfung. Seine gediegenen Handwerksleistungen erhielten in Stockholm bald Ruf. Er war ein ausgezeichneter Stilformer, der das Material auch technisch gut zu behandeln verstand. Sein kunstfertiges Schaffen fand Eingang in die höchsten schwedischen Kreise. Wie aus Rechnungen des königlich schwedischen Hofes zu ersehen ist, fertigte er verschiedene Zinnarbeiten für die Prinzessin Ulrike Eleonora an, desgleichen fürs Schloß Strömsholm.

Johann Lang wurde in Stockholm als Sohn deutscher Eltern geboren. Er ging zum Meister Hans Moritz in die Lehre. Im Jahre 1715 wurde er zum Ältermann der Stockholmer Zinngießerzunft gewählt. In dieser Eigenschaft machte er sich in mannigfacher Weise um wichtige Aufbaufragen des Stockholmer Zunftwesens verdient. Johann Lang war mit einer Tochter des in Stockholm ansässigen deutschen Bildhauers Johann Reahl verheiratet. Die Trauung fand in der hiesigen Deutschen Kirche statt.

Melchior Beck wurde 1693 Zinngießermeister. Im Jahre 1721 wurde er zum Ältermann der Stockholmer Zinngießerzunft gewählt. Seine persönliche Tüchtigkeit und sein starkes Interesse für unverfälschte Handwerkstradition trugen viel zum leistungsvollen Streben bei, das sich lobenswert für die Erhaltung der alten Qualitätsarbeit einsetzte. Denn gerade in jenen Jahren machte sich manchenorts, durch versteckte und offene Angriffe auf die strenge Ordnung des Zunftwesens hervorgerufen, ein Abflauen des alten handwerklichen Wertstrebens durch Pfuscharbeiten bemerkbar. Gegen diese Zerfallserscheinungen kämpfte Meister Beck auf seinem Gebiet energisch an. Als Zinngießer konnte Melchior Beck eine gesegnete Tätigkeit entfalten. Seine gediegenen Arbeiten fanden in einer langen Reihe schwedischer Kirchen Eingang.

Der Zinngießer Jakob Sauer kam 1697 nach Stockholm. Sauer scheint aus Schlesien zu stammen, wo im 17. Jahrhundert die Zinngießerkunst auf hoher Stufe stand. Bekannt ist, daß Jakob Sauer seine Lehrjahre in der Stadt Schweidnitz (Schlesien) verbracht hatte, woselbst er später „der Werkstatt einer Witwe" vorstand. Am 17. Oktober 1697 wurde er in der St. Nikolaikirche zu Stockholm unter dem schwedisch klingenden Namen Andersson getraut. Er starb 1723. Nach alter Zunfttradition übernahm sein Sohn Jakob d. J. die Tätigkeit des verstorbenen Vaters. Jakob Sauer d. J. brachte es zu einem angesehenen und kunstfertigen Zinngießermeister. Im Jahre 1754 wurde jener zum Ältermann der Stockholmer Zinngießerzunft gewählt.

Heinrich Gottfried Pschorn war, wie aus dem Meisterprüfungs-Protokoll der Stockholmer Zinngießerzunft hervorgeht, in Euringen (Deutschland) geboren. Im Jahre 1723 wurde er zum Beisitzer und am 6. November 1733 zum Ältermann der Stockholmer Zinngießerzunft gewählt. Pschorn starb 1743. Er war mit der Witwe des in Stockholm verstorbenen deutschen Zinngießers Schönfeld verheiratet. Pschorn hatte einen Sohn namens Henning Gustav, der 1751 in Stockholm die Zinngießer-Meisterprüfung ablegte.

Auch in der schwedischen Provinz war eine Reihe deutscher Zinngießer beachtenswert tätig. Wir nennen beispielsweise Meister Göran Klug, der aus Frankfurt am Main stammte und sich 1659 in der Stadt Åbo (im heutigen Finnland) niederließ. H. J. Gnadenfeld wirkte in der Stadt Gotenburg. 1673 hören wir von einem „Meister Niclaus von Norrköppen" (Norrköping); er ließ in die Stockholmer Zinngießerzunft einen Lehrjungen einschreiben. —

Der deutsche Einfluß im schwedischen Zinngießerhandwerk hielt verhältnismäßig lange an. Wir können diesen beispielsweise an den Zunftbüchern der Stockholmer Zinngießergesellen feststellen. Die Einbanddecke der Gesellenbücher aus den Jahren 1735, 1753 und 1826 ziert das Wappen der sogenannten Stockholmer Zinngießergesellschaft, das die deutsche Inschrift trägt: DER ZINGIESER GESELLEN.

[1]) Albert Löfgren: Det svenska Tenngjutare, Stockholm 1925, Bd. I, S. 9.
[2]) Albert Löfgren: Det svenska Tenngjutare, Stockholm 1925, Bd. II, S. 24, 25 und 26, 31, 45.
[3]) Albert Löfgren: Det svenska Tenngjutare, Stockholm 1925, Bd. I, S. 12; Bd. II, S. 56.
[4]) Albert Löfgren: Det svenska Tenngjutare, Stockholm 1925, Bd. I, S. 68—72.
[5]) Orig. befindet sich im Besitz der Zinngießerlade in Stockholm.
[6]) Vgl. Albert Löfgren: Det svenska Tenngjutare, Stockholm 1925, Bd. II.



WALTER VON DER VOGELWEIDE ENTSTAMMT EINEM ARMEN DIENSTMANNENGESCHLECHT. WEDER JAHR NOCH ORT SEINER GEBURT SIND FESTSTELLBAR, MAN VERMUTET, DASS ER UM 1170 GEBOREN WURDE, ER SOLL UM 1230 GESTORBEN SEIN.

(L 8,4 Ich saz ûf eime steine)

Ich saß auf einem Steine
und deckte Bein mit Beine;
den Ellenbogen setzt ich auf
und schmiegte in die Hand darauf
das Kinn und eine Wange.
So grübelte ich lange,
wie in der Welt man könnte leben:
die Antwort konnt ich mir nicht geben,
wie man drei Ding erwürbe,
daß keins davon verdürbe.
Der'n zwei sind Ansehn, irdisch Gut
— das oft einander Abbruch tut —,
das dritt ist Gottes Segen,
den zweien überlegen.
Die wünscht ich mir in e i n e n Schrein.
Doch leider kann es nimmer sein,
daß Gut und weltlich Ehre
und Gottes Huld je kehre
ein in dasselbe Menschenherz.
Sie finden Hemmnis allerwärts:
Lug gibt's im Übermaße,
Gewalt herrscht auf der Straße.
Friede und Recht sind todeswund,
es finden keinen Schutz die drei,
eh diese zwei nicht sind gesund!

WAHRSCHEINLICH UM 1198 ABGEFASST

# Ein schöner Ort, um zu sterben

## Archäologische Funde geben Hinweise für eine Lokalisierung der Varusschlacht

Knapp zwanzig Kilometer nordöstlich von Osnabrück erhebt sich der Kalkrieser Berg 120 Meter über das Große Moor, ein letzter, vorgelagerter Ausläufer des Wiehengebirges und damit der deutschen Mittelgebirge, die hier der Norddeutschen Tiefebene Platz machen. Auf einem kaum zwei Kilometer breiten Sandrücken liegen die Dörfchen Kalkriese und Barenaue. Still blühen die Kartoffeln, das goldgelbe Korn wartet auf den Schnitter. Ein schöner Ort, um zu sterben?

Seit vier Jahren untersucht ein Archäologenteam vom Kulturgeschichtlichen Museum Osnabrück und den Universitäten Osnabrück und Münster, unterstützt von einem Münzexperten des Kestner-Museums, Hannover, diese Landenge zwischen Berg und Moor. Im Herbst 1989 wurde mit Ausgrabungen begonnen, deren erste Funde nun im Kulturgeschichtlichen Museum Osnabrück dauerhaft ausgestellt sind und jüngst publiziert wurden (Wolfgang Schlüter u. a., „Römer im Osnabrükker Land. Die archäologischen Untersuchungen in der Kalkrieser-Niewedder Senke", Rasch Verlag, Bramsche 1991). Ausmaß und Zusammensetzung des römischen und militärischen Materials, das durch Münzfunde in die spätaugustäische Zeit datiert werden kann, haben die Archäologen zu der sehr vorsichtigen Aussage bestimmt, hier habe „ein größeres militärisches Ereignis" stattgefunden.

Das größte militärische Ereignis der frühen Kaiserzeit in Germanien war der beinahe vollständige Verlust dreier Legionen im Jahre neun nach Christus in jener Schlacht, die man nach ihrem Verlierer Varusschlacht nennen sollte. Denn die beiden früher beliebten Bezeichnungen Hermannsschlacht und Schlacht im Teutoburger Wald sind irreführend, da niemand weiß, wie der Sieger Arminius mit germanischem Namen hieß und wo das von Tacitus erwähnte Waldgebirge „saltus Teutoburgiensis" lag. Dieser „saltus" ist mit dem heutigen Teutoburger Wald nicht identisch, denn dieser Höhenzug, jahrhundertelang Osning geheißen, wurde erst im 18. Jahrhundert durch den Landesherrn, den Bischof von Paderborn, so umgetauft.

Ausschließlich aus der antiken Literatur wissen wir von dieser dreitägigen Vernichtungsschlacht, bei der allein auf seiten der Römer mehr als 20000 Mann gefallen sind; nur ein einziges, indirektes archäologisches Zeugnis gab es bisher, den Gedenkstein für den dort umgekommenen Centurio Marcus Caelius, den sein Bruder in Xanten errichten ließ. Alle bisherigen Versuche, die Varusschlacht zu lokalisieren – die Bibliographie zu diesem Thema enthält Hunderte von Titeln, vieles davon von eifrigen Heimatforschern –, haben, so plausibel sie erscheinen mögen, einen gravierenden Nachteil: Sie können sich auf keine archäologischen Funde stützen.

Am Kalkrieser Berg wurde bisher nur an der engsten Stelle des Engpasses, unmittelbar am Fuß des Berges, an einer zweihundert Meter langen, offensichtlich germanischen Wallbefestigung gegraben. Es ist eine Rasensodenmauer, die wohl bereits durch die Kampfhandlungen, später durch Abpflügen ihre Höhe verlor und in die Breite gezogen wurde. An der Nordseite dieser Mauer, im Paß, wurden fast alle Fundstücke ausgegraben. Es hat den Anschein, als seien sie bei den Kampfhandlungen gewissermaßen untergepflügt worden oder unter die zusammenbrechende Mauer geraten. Die Funde bis August 1990 sind in dem jetzt erschienenen Heft publiziert, spätere Funde handlistenartig erfaßt. Zutage kamen Schleuderbeile, wie sie vor allem bei Hilfstruppen üblich waren, eine eiserne Lanzenspitze, wie sie ebenfalls bei Hilfstruppen oder auch Legionsreiterei verwendet wurde, Nieten und Beschlagstücke, Schnallen für Gürtel und Panzer und S-förmige Panzerschließen, mit denen die Schulterstücke des Panzers vor der Brust zusammengehalten wurden.

### Mommsens Rehabilitierung

Ein Paar dieser Panzerschließen ist mit einer Besitzinschrift versehen, teils gepunzt, teils geritzt. Man kann diese schwer zu lesende Schrift dahin gehend interpretieren, daß die Schließen zum Panzer eines Marcus Aius aus der ersten Kohorte einer ungenannten Legion und der Hundertschaft des Fabricius gehören. Das wäre ein Hinweis, daß am Kalkrieser Berg Legionssoldaten, also die römischen Kern- und Elitetruppen, gekämpft haben. Doch solange man nur dieses Einzelobjekt hat, ist die Beweisdecke dafür doch sehr dünn.

Daß die Reiterei in Kalkriese beteiligt war, beweisen Geschirrteile, darunter ein wohlerhaltener Phallusanhänger sowie als spektakulärster Fund die realistisch geschmiedete eiserne Maske eines Gesichtshelmes, früher mit Silber überzogen. Nur ein knappes Dutzend dieser Gesichtshelme ist bisher bekannt, und man ist sich über ihren Zweck noch nicht im klaren. Sie dienten wahrscheinlich der Schaustellung in Reiterspielen, aber der Fund in der Kampfzone von Kalkriese könnte indizieren, daß man ihre einschüchternde Wirkung auch im Ernstfall schätzte.

Schließlich die Münzfunde. Seit alters sind auf den Äckern von Barenaue römische Münzen gefunden worden, die meist in die Sammlung des Grundbesitzers, des Grafen von Bar, eingingen. Theodor Mommsen hat diese Münzen untersucht und auch die Nachrichten über weitere Funde zusammengestellt. Er stellte fest, daß keine Prägungen der Jahre nach neun nach Christus gefunden wurden, und folgerte in einer Schrift 1885, daß wegen des hohen Fundaufkommens die Kalkrieser Senke der historische Ort der Varusschlacht sein müsse. Ein Sturzbach von Hohn und Spott ergoß sich über den armen Mommsen. Seine Gegner wiesen darauf hin, daß in der Sammlung Bar die Kupfermünzen, das „Soldatengeld", in dem der Sold ausgezahlt wurde, fehlten.

Inzwischen wurden mehr als einhundert Kupfermünzen gefunden, meist Asse des Augustus, die überwiegend einen „Gegenstempel" tragen, also vor der Ausgabe an die Soldaten noch einmal gestempelt wurden, entweder mit den Initialen des Kaisers oder des Feldherrn Varus („VAR"). Daß zu Mommsens Zeiten die Kupfermünzen fehlten, kann man damit erklären, daß sie früher wegen ihres unedlen Metalls nicht als sammelwürdig galten und wohl auch stark korrodiert waren.

Mommsens Vorstoß war auch politisch inopportun; denn Ernst von Bandel hatte mit Zustimmung der „Fachwelt" den Schlachtort bereits bei Detmold lokalisiert und schuf seit der Reichsgründung, mit einem Ehrensold des Kaisers ausgezeichnet, an seinem Hermannsdenkmal. Es ist ein tröstlicher Gedanke, daß die Ausgrabungen nun vielleicht unabhängigen Forschergeist gegenüber politisch-patriotischen Vernebelungen rechtfertigen werden.

Die Autoren des Ausgrabungsberichtes haben gut daran getan, ihre Ergebnisse nicht anhand der literarischen Tradition zu diskutieren. Zuviel Unsinn ist schon von den Tüfteleien der vielen Heimatforscher angerichtet worden, die sich mit den kursorischen Berichten des Dio Cassius, des Velleius und des Tacitus herumgeschlagen haben. Immerhin scheint ein Schlachtort Kalkrieser Senke mit den wichtigsten Aussagen dieser Berichte kompatibel. Das gilt vor allem für die vage Angabe bei Dio, die aufständischen Stämme, gegen die Varus ziehen wollte, hätten „in einer gewissen Entfernung" gelebt. Diese „Entfernung" muß auf das im Wesergebiet vermutete Sommerlager des Varus und die dorthin führende, schon von Drusus benutzte und mit Kastellen ausgestattete strategische Ost-West-Schiene zwischen Lippe und Ruhr bezogen werden.

Der von Arminius geplante Überfall konnte nur in einiger Distanz von dieser direkten und wohlbekannten Route zum Rhein sinnvoll sein. Eine jüngere, mit ungeheurer Akribie vorgetragene Theorie, nach der Varus in unmittelbarer Nähe dieser Rhein-Weser-Achse im Arnsberger Wald untergegangen sei (Wilhelm Leise, „Wo Arminius die Römer schlug", Piper 1990), stützt ihre Argumentation auf eine geologisch-hydrologische Rekonstruktion des „besten" Weges der Römer, der nur über eine Wasserscheiden-Straße hätte führen können. Dies scheint ein klassisches Non Sequitur; denn die Präsenz des Varus war nicht dort erfordert, wo man bequem marschieren konnte, sondern dort, wo es aufrührerische Stämme zu unterdrücken gab.

### Der spurlose Germanicus

Ein Schlachtfeld, das weit nördlicher und westlicher liegt als bisher vermutet, macht auch die Entscheidung des Germanicus, sich diesem Ort auf dem Wasserwege zu nähern, zusätzlich plausibel. Denn die schiffbare Ems, die Germanicus benutzte, führt bis etwa vierzig Kilometer an das Kampfgebiet heran. Germanicus hat sechs Jahre später das Schlachtfeld aufgesucht und die noch herumliegenden Gebeine der Gefallenen bestattet; Tacitus gibt einen recht grauslichen Bericht darüber.

Nach Tacitus waren die beiden letzten Marschlager des Varus noch deutlich erkennbar, doch ob diese nur für jeweils eine einzige Übernachtung angelegten Lager noch heute archäologisch nachweisbar sind, mag bezweifelt werden. Gleiches gilt für den Tumulus, den Germanicus als Grabdenkmal anlegte und der wenig später von den Germanen wieder zerstört wurde. Tiberianische Münzen wurden auf dem Gelände von Kalkriese bisher nicht gefunden, woraus die Osnabrücker Archäologen im Anschluß an Mommsen schließen, daß die Ausgrabungen „nicht mit den Kriegszügen des Germanicus 14 bis 16 nach Christi in Zusammenhang ste-



*Ein frühkaiserzeitlicher Fund aus Kalkriese: Eiserne, ursprünglich mit Silberblech überzogene Maske eines Gesichtshelms (vermutlich 1. Jahrhundert n. Chr.)* Foto Katalog

hen können". Das ist eine etwas zweischneidige Argumentation, denn Germanicus kam natürlich nicht mit einer Reisegruppe auf das Schlachtfeld, sondern führte persönlich ein Heer von vier Legionen. Münzverluste dieser Streitmacht bei den Bestattungsarbeiten wären keineswegs überraschend, sondern fast zu erwarten.

Sollte es sich bei dem durch die Ausgrabungen dokumentierten „militärischen Ereignis" wirklich um eine Episode der Varusschlacht handeln, muß diese wohl der Frühphase der Kämpfe zugeordnet werden. Denn die Tatsache, daß die Römer eine germanische Stellung berannt haben, um von dort ausgehende Angriffe auszuschalten, läßt auf eine noch intakte römische Befehlsstruktur schließen. In der Schlußphase der Schlacht, berichtet Dio, „verteidigte sich niemand mehr, selbst wenn er noch Kräfte hatte". Die Römer warfen ihre Waffen weg, ließen sich erschlagen oder in die Sklaverei führen.

Zu diesem tragischen Ereignis gibt es ein trauriges Postskriptum aus unseren Tagen. Noch viele Jahre geduldiger Ausgrabungen wären erforderlich um festzustellen, was am Kalkrieser Berg wirklich geschah. Stadt, Landkreis und Landschaftsverband Osnabrück fühlen sich dafür finanziell überfordert. Eine Bitte um 130000 Mark von der Deutschen Forschungsgemeinschaft wurde abschlägig beschieden. Ohne die Entscheidung zu kritisieren, darf man wohl sagen, daß die gerade geeinte Nation eine Chance, mehr über ein zentrales Ereignis ihrer Frühgeschichte zu erfahren, nicht vertun sollte. GEORG VON GEHREN



Volrad Kluge

# Töne aus der Vorzeit

## Die „Garlstedter Lure", ein frühgeschichtliches Blasinstrument

In der Museumsanlage Landkreis Osterholz in der vorgeschichtlichen Abteilung zieht ein schlankes, seltsam gewundenes Blasinstrument den Blick der Besucher auf sich. Es ist die moderne Rekonstruktion einer Lure aus der Bronzezeit, vor ca. 3000 Jahren. Das Instrument ist ungefähr 190 cm lang, besitzt ein Mundstück, hat jedoch keine Ventile oder Züge und endet in einer runden, mit acht Buckeln verzierten Scheibe. Die einzelnen Rohrstücke sind durch bänderartige Zwingen zusammengehalten. Blaskundige erhalten die Erlaubnis, einige Töne zu produzieren. Wie bei einer Fanfare oder einem Jagdhorn erklingen die sogenannten Natur- oder Partialtöne. Der Klang ist rund, voll, weich; der Fachmann weiß, es steht in Es. Im Foyer des Museums kann man sich als Andenken eine kleine Lure aus Silber kaufen.

Auch im Museum für Frühgeschichte in Worpswede, in Bremen und im Landesmuseum zu Hannover sind solche Nachbildungen zu sehen, und alle haben sie als Vorbild die „Garlstedter Lure". Genauer müßte es heißen „die 21 Bruchstücke der Garlstedter Lure", denn mehr ist von dem Fund beim Bau der Landstraße Bremen–Geestendorf (Bremerhaven) aus dem Jahre 1830 nicht übriggeblieben. Das Schicksal der in einem Brief vom 31. 11. 1831 erwähnten weiteren Teile „Kette und Mundstück" ist unbekannt. Die Bruchstücke waren mit Grünspan bedeckt, hatten sie doch in Sand geruht. Die seit 1797 oft in skandinavischen Mooren gefundenen Instrumente hatten ihren metallischen Glanz bewahrt und sind zum Teil noch blasbar.

Der Fund ist auch heute noch eine Sensation, wie auch das Thema Lure an sich noch viele ungelöste Rätsel in sich birgt. Im Gegensatz zu den vor allem in Dänemark als „Zweier-Satz" entdeckten Luren ist das Garlstedter Exemplar ein Einzelstück. Und es ist bis heute der einzige Fund dieser Art in Niedersachsen, in ganz Nordwestdeutschland.

Aus der Existenz der Luren-Paare – symmetrisch als linkes und rechtes Stück gedreht – schloß die Wissenschaft, daß auch wie in anderen Kulturen Tier(Stier)hörner oder gar die Stoßzähne der Mammuts der Ursprung waren. Sie müsen also auch paarig geblasen worden sein. Aber ob einstimmig, zweistimmig und/ oder auch nacheinander, wird Geheimnis bleiben. Die Fundorte, schwedische Felszeichnungen mit Lurenbläsern und Lebensbaum und die als Sonnensymbole gedeutete Form der Zierplatte mit den Buckeln bestärken die Hypothese, daß die Luren in erster Linie zu kultischen Zwecken (Frühlingsbeginn) geblasen wurden.

Das größte Rätsel liegt in der meisterhaften und somit erstaunlichen Herstellungstechnik. Die Luren der Bronzezeit wurden gegossen. Und bis heute ist es nicht gelungen, absolut identische Luren – ohne Risiken und zu erschwinglichen Preisen – mit den gleichen Qualitätsmerkmalen nachzugießen: Das Instrument besteht aus 5 Rohrstücken, die konisch verlaufen. Am – angegossenen – Mundstück beträgt der Innendurchmesser 10 Millimeter, am Ende 55 Millimeter. Die Röhre hat eine Wandstärke von 1 mm! Der Nachguß des Gelbgießermeisters Hägemann in Hannover – ca. 1910 – erreichte eine Wandstärke von 1,5 bis 2 mm!

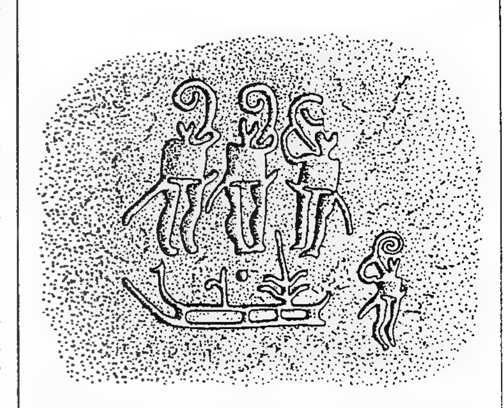
Auch er arbeitete mit dem Wachsschmelzverfahren. Voraussetzungen dafür sind das Vorhandensein von Ton und der entsprechend sensible Umgang mit diesem Material. Daraus wird zuerst ein Kern geformt, der dem Rohrinneren entspricht. Er wird mit einer Wachsschicht umgeben – z. B. in 1 mm Stärke – das Ganze zum Schluß mit einem Ton-Mantel umhüllt. Dünne Bronzedrähte hielten Kern und Mantel millimetergenau an der gewünschten Stelle zusammen. Die eingefüllte Bronze ließ das Wachs schmelzen und nahm deren Platz ein. Das Zusammenfügen der Rohrstücke erfolgte auf ähnliche Weise: Wachsschicht – Tonmantel – Guß.

Den Namen „Lure" leitet ein Musiklexikon von dem Wort „Lur" ab, einem in den Sagas erwähnten unbekannten Kriegsinstrument der Wikinger. „Luur" ist allerdings auch dänisch und heißt „ausgehöhltes Holz", später wird das Wort auch für Blasinstrumente allgemein benutzt. Und der Osterholzer Heimatforscher Hermann Fitschen, der sich auf Hans Müller-Brauel beruft, berichtet noch von dem Brauch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in einigen Randdörfern des Teufelsmoores, auf großen Tuthörnern aus Erlenborke (!) den Frühling einzublasen.

Die Lure „ist die einzige geistige Überlieferung, die uns aus der Bronzezeit entgegenklingt", kommentierte 1986 Dr. Alfred Tode aus Worpswede, und Otto Fleischer schrieb begeistert: „Es gibt nicht ein Instrument, das sich mit den Luren messen läßt, keines ist so musikalisch reich und schön. An Tonzahl wie an Klanggebung ist die Lure so reich, daß man nach der modernsten Musikauffassung nichts vermißt."

*(Zit. n. Hermann Fitschen, Ur- und Frühgeschichte des Kreises Osterholz, Osterholz-Scharmbeck 1951, S. 10.)*

*Die etwa 3000 Jahre alte Garlstedter Lure (Rekonstruktionszeichnung).*



*Lurenbläser in einer vorgeschichtlichen Felszeichnung.*

# Rudolf Till / Die Überlieferung von Tacitus' Germania

Die Germania des Tacitus ist das bedeutendste literarische Denkmal, das uns über Frühgeschichte und Art der Germanen aus der Antike überliefert wurde. Die Schrift hat auch in den letzten Jahrzehnten, als die Bodenfunde und andere Quellen in immer stärkerem Maße zum Sprechen gebracht wurden und manche Angaben des Römers korrigiert werden mußten, durchaus ihren Eigenwert behalten. Als Gesamtbild germanischer Art, von einem Fremden gesehen, wird die Germania stets einen Ehrenplatz in der Erforschung unserer Frühzeit behaupten.

Wer in dieser Schrift dem Einzelnen auf den Grund gehen will, wird sich häufig die Frage vorlegen: sind es die unverfälschten Worte des großen römischen Historikers, die wir lesen, oder haben wir mit Entstellungen, Überarbeitungen, Einschüben zu rechnen? Diese Frage wird sofort brennend, wenn wir in einer kritischen Textausgabe Doppellesarten verzeichnet finden und eine klare Entscheidung treffen wollen. Ich erinnere nur an die Debatte über den Namen der germanischen Seherin, die Plassmann und Trathnigg in dieser Zeitschrift erneut in Fluß brachten (1): hieß sie Aurinia oder Albrinia (Albruna)? Zweifler an der Güte des lateinischen Textes haben immer darauf hingewiesen, daß alle Handschriften, die die Germania überliefern, erst aus dem späten 15. oder gar dem Anfang des 16. Jhdts. stammen; zum Glück hat dieser Umstand nur selten zu Verirrungen geführt wie der These von Wiener (2), daß die ganze Schrift eine späte Fälschung sei. Auf die Fragen, ob der Text der Germania gut oder schlecht überliefert ist und woher die Doppellesarten stammen, kann die Überlieferungsgeschichte Antwort geben.

Die kleine Schrift des Tacitus, die im Jahre 98 n. Zw. der römischen Öffentlichkeit übergeben wurde, hat in der Antike, soweit wir feststellen können, keine besondere Nachwirkung gehabt. Bekannt gewesen ist sie bis in die Spätantike, wie ein Zitat bei Cassiodor, dem Kanzler Theoderichs d. Gr., zeigt, der einem „gewissen Cornelius", d. i. Tacitus, seine Dankesworte für eine Bernsteinsendung der Aestier entnimmt (3). Im 9. Jhdt. hat sie Rudolf von Fulda in einer nicht lange vor 865 verfaßten Heiligengeschichte, der Translatio S. Alexandri, z. T. wörtlich abgeschrieben, wobei er den „heidnischen" Text stellenweise für seine christlichen Leser zurechtstutzte (4). Damals muß sich also in Deutschland, speziell in Fulda, eine Handschrift befunden haben, die den Text der Germania enthielt. Sie schlummerte in einer Klosterbibliothek, in ihrem einzigartigen Wert unerkannt, bis wir am Anfang des 15. Jhdts. Kunde von ihr erhalten.

Im Jahre 1425 befindet sich ein Mönch des an der Fulda gelegenen hessischen Klosters Hersfeld zur Regelung irgend welcher Angelegenheiten seines Klosters in Rom. Er lernt dort den päpstlichen Sekretär Poggio Bracciolini kennen und erzählt ihm von Handschriften antiker Autoren, die die Bibliothek seines Klosters birgt. Das Interesse des italienischen Humanisten wird sofort wach; man verabredet einen Tausch gegen einige Rechtsbücher, und der Mönch bekommt den Auftrag, ein Verzeichnis der in Hersfeld ruhenden Codices zu schicken. Das tut er, in die Heimat zurückgekehrt, mit den Worten: „Wie Ihr mich gebeten habt, habe ich Euch einige Schriftsteller aufgeschrieben, damit Ihr aus ihnen auswählen könnt, was Euch gefällt" (5). Die hochgespannten Erwartungen des Humanisten erfüllen sich nur zum kleinen

Teil: der Mönch hatte meistens Autoren aufgeschrieben, deren Werke man in Italien längst kannte. Aber einiges Beachtliche fand sich doch in dem Verzeichnis, unter anderem aliqua opera Cornelii Taciti nobis ignota, wie Poggio im November 1425 an den befreundeten Humanisten, Niccolò Niccoli schreibt. Damit sind die Kleinen Schriften des Tacitus gemeint: Germania, Agricola, Dialogus, wie aus einem anderen Briefe hervorgeht. Der Austausch der Handschriften kommt jedoch aus uns unbekannten Gründen nicht zustande, und als das Mönchlein 1427 erneut in Rom erscheint, um Geld für sein Kloster zu erhalten, droht der mächtige Poggio: er will das Geld nur hergeben, wenn Hersfeld einige der gewünschten Handschriften abtritt, darunter auch die der Kleinen Schriften des Tacitus. Aber auch damit hatte Poggio keinen Erfolg. Tacitus silet inter Germanos, schreibt er bekümmert ein Jahr später. Als der Mönch 1429 abermals nach Rom kommt, ergeht es ihm gar schlecht: er wird mächtig ausgescholten, weil er die Handschrift noch nicht mitgebracht hat. Aber Poggio kommt auch auf diese Weise nicht zum Ziel. Vermutlich hat man in Hersfeld doch gemerkt, daß man einen besonderen Schatz in seiner Bibliothek besitzt und einen ungleichen Tausch machen würde. Nachdem man aber in Italien einmal Kunde von bisher unbekannten Werken klassischer Autoren besitzt, die hoch im Norden ungenützt lagen, lassen die zähen Bemühungen der Humanisten nicht nach. Niccoló Niccoli gibt hohen Geistlichen, die nach Deutschland reisen, Instruktionen mit, in denen die gewünschten Handschriften – so wie es damals üblich war – mit Titel, Anfangs- und Schlußsatz der einzelnen in ihnen enthaltenen Werke und deren Umfang verzeichnet waren. Es dauert aber noch volle zwei Jahrzehnte, bis die Tacitus-Handschrift nach Rom kam. Bis vor kurzem glaubte man, daß Enoch von Ascoli der glückliche Überbringer war. Er bereiste damals im Auftrage von Papst Nikolaus V. die Klosterbibliotheken des Nordens. Der Papst hatte ihm eine Empfehlung, ein breve, mitgegeben, in der es hieß: „Wir wollen keine Handschriften entwenden, sondern nur abschreiben" (nolumus enim ut aliquis liber surripiatur, sed tantummodo ut fiat copia transscribendi) (6). Eine ähnliche Empfehlung muß auch das Kloster Hersfeld bewogen haben, seinen bis dahin sorgsam gehüteten Schatz herauszugeben. Die Original-Handschrift kam 1455 nach Rom – und sah ihre Heimat nicht wieder. Wer sie dorthin gebracht hat, können wir nicht sagen: Enoch von Ascoli kann es nach den neuesten Forschungen kaum gewesen sein (7). Die Handschrift wurde 1455 in Rom von dem päpstlichen Sekretär Pier Candido Decembrio eingesehen und ihr Inhalt ausführlich beschrieben. Man nahm zahlreiche Abschriften – von der Germania kennen wir 31, die alle mittelbar auf den Codex Hersfeldensis zurückgehen –, die Kopien wurden ihrerseits wieder kopiert, und der Hersfeldensis, dem wir allein die Kenntnis der Germania verdanken, geriet bald in Vergessenheit. Man fragte in diesen Zeiten nicht viel nach dem besonderen Wert des Originals: der Text war den Humanisten die Hauptsache, und so ist mancher wertvolle Archetypus erst damals verloren gegangen.

Erst nach Jahrhunderten erhalten wir erneut Kunde von der Hersfelder Handschrift, als Cesare Annibaldi im Jahre 1902 beim Ordnen der Bibliothek des Grafen Balleani in Jesi, einem Landstädtchen bei Ancona, einen Codex fand, der u. a. Tacitus' Agricola und Germania enthielt. Nach dem Fundort, an dem die Handschrift auch heute noch aufbewahrt wird, nannte er sie Codex Aesinus – ich ziehe mit anderen die Form Aesinas vor. Die Handschriften in Jesi hatten zwei Brüder, Stefano und Francesco Guarnieri, im 15. Jhdt. gesammelt, z. T.

Abbildung 1. Folio aus dem Codex Hersfeldensis (um 840 n. Zw.) = cod. Aesinas f. 61v. Originalgröße 27,3×22 cm. Diese Seite bietet den Text von Tacitus Agricola c. 32,2 trepidos ignorantia bis 33,5 victis adversa. nam ut

auch selbst abgeschrieben; durch Erbe über die weibliche Linie waren sie im 18. Jhdt. in die Bibliothek des Grafen Balleani gekommen (8).
Der Aesinas enthält auf den ersten 51 Folia ein Werk des spätantiken Autors Dictys, die Ephemeris belli Troiani, dann den Agricola, jene Biographie des Tacitus, die das Leben seines Schwiegervaters und dessen Wirken für die Befestigung römischer Herrschaft in Britannien schildert, und schließlich die Germania, letztere ganz von Stefano Guarnieri im ausgehenden 15. Jhdt. geschrieben. Im Agricolateil birgt die Handschrift ein Kleinod von einzigartigem Wert: 8 Seiten, einen Quaternio, aus dem alten Hersfelder Codex (Folii 56–63 des Codex Aesinas), den Guarnieri, um das Abschreiben zu sparen, in sein Buch hineingenommen hatte; Anfang und Ende des Agricola hat er selbst geschrieben.
Seit diesem seltenen Funde sind wir in der Lage, die Art dieser für die Überlieferung der Germania wichtigsten Urhandschrift genauer zu erkennen, ihre Fehler und deren Ursachen zu überprüfen und darauf aufbauend den Text der Kleinen Schriften des Tacitus genauer als es bisher möglich war, herzustellen. Ich hatte im Jahre 1939 Gelegenheit, im Auftrage der Lehr- und Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe" den im allgemeinen nicht zugänglichen Codex Aesinas zu studieren und glaube durch die Autopsie einige neue Ergebnisse gewonnen zu haben.
Nach dem im Aesinas erhaltenen Fragment der alten Hersfelder Handschrift vermögen wir über deren Aussehen und Alter folgende Angaben zu machen (Abb. 1): der Hersfeldensis war sehr sorgfältig, in klarer karolingischer Minuskel geschrieben, die Schrift auf zwei Kolumnen zu je 30 Zeilen verteilt; neue Abschnitte wurden mit roten Capitalis-Buchstaben begonnen. Auf Grund der Schrift kann der Codex Aesinas etwa in die Mitte des 9. Jhdts. datiert werden, nicht ins 10. Jhdt., wie man früher gelegentlich annahm (Wissowa). Daß er entweder in Hersfeld oder in Fulda, jedenfalls in Deutschland entstanden ist, hat P. Lehmann wahrscheinlich gemacht; französischer oder italienischer Ursprung scheidet aus (9).
Wie steht es nun mit dem Text, den der Hersfeldensis bietet? Man kann im allgemeinen sagen, daß die Überlieferung relativ gut ist; schwere Verderbnisse gehören zu den Seltenheiten. Natürlich finden sich Fehler gewöhnlicher Art, wie Haplo- und Dittographien, Verschreibungen unter dem Einfluß eines unmittelbar folgenden oder vorausgehenden Wortes; auch Silbenausfall ist nicht selten. Bisweilen hat der Schreiber seine Vorlage, die in scriptio continua (ohne Worttrennung) geschrieben war, nicht richtig aufgelöst; so kommt ihm z. B. bei der Silbenfolge in quis aulus atticus ein ‚Saulus' in die Feder. Aber schwerere Verderbnisse enthält die Handschrift kaum; es fehlt Zeilenausfall, und vor allem hat der Schreiber nur selten gewagt, sich selbst einen Text zurechtzumachen, wenn er seine Vorlage nicht verstand (10). Soweit können wir mit unserer Überlieferung zufrieden sein. Bald nach Entstehung der Handschrift hat sie aber ein frühmittelalterlicher Gelehrter durchgesehen und viele Korrekturen angebracht, teils im Text, teils am Rande; auf den erhaltenen 8 Seiten ist der Text an etwa 180 Stellen geändert. Man kann die Schrift dieses Korrektors deutlich von der des Schreibers unterscheiden: einmal leuchtet seine braune Tinte in den meisten Fällen, während die des Schreibers stumpf erscheint, so daß man auch dünne Durchstreichungen, Punkte und Kommata mit Sicherheit dem Korrektor zusprechen kann; außerdem ist seine Schrift wesentlich zügiger und individueller als die des Schreibers, dessen Minuskel zwar klar, aber doch gegenüber der Schrift des Gelehrten etwas schwerfällig wirkt.

Man hat der Tätigkeit dieses Korrektors bisher leider nur wenig Beachtung geschenkt, sehr zum Schaden der Textherstellung.
In welchen Fällen hat der Korrektor in den Text eingegriffen? Im Text berichtigt dieser Gelehrte, dessen Namen wir nicht kennen, der aber zum Teil ähnlich arbeitet wie Lupus von Ferrières, vor allem Orthographica, vulgäre Schreibungen und Formen sowie die üblichen Schreibfehler (Haplo- und Dittographien und Verschreibungen, die sich aus der näheren Umgebung des betreffenden Wortes erklären); er greift auch dort berichtigend ein, wo der Schreiber die scriptio continua seiner Vorlage falsch aufgelöst hatte, und ergänzt die ausgefallenen Buchstaben und Silben. Soweit wäre nur Löbliches über sein Tun zu berichten. Aber schon bei den Ergänzungen können wir ihm manchen Schnitzer nachweisen und dadurch erhärten, daß er für seine Tätigkeit keine zweite Tacitus-Handschrift zur Verfügung hatte, sondern nach eigenem Ermessen korrigierte. Das stimmt bereits bedenklich und wir werden sehr skeptisch, wenn wir folgenden Fall betrachten. In der Rede, die der Britannierführer Calgacus vor der Entscheidungsschlacht an seine Landsleute richtet, heißt es von den Römern (Agr. 30, 4): „Diese raubenden Welteroberer durchwühlen, nachdem ihnen, die alles verwüsten, die Länder fehlen, selbst das Meer" (raptores orbis, postquam cuncta vastantibus defuere terrae, mare scrutantur). Der Korrektor macht daraus terram et mare scrutantur, stellt also völlig sinnwidrig die beliebte Verbindung terra et mare her, indem er irrtümlich cuncta als Subjekt zu defuere zog.
Von diesen Änderungen im Text ist aus den Abschriften des Hersfeldensis nichts mehr zu rekonstruieren. Die Humanisten sahen in ihnen berechtigte Korrekturen und haben sie ohne Anstand übernommen. Wir werden also den Tacitus-Text mit wachen Augen zu überprüfen haben und vor solchen Eigenmächtigkeiten des Korrektors auf der Hut sein müssen. Anders steht es mit den Korrekturen, die dieser Gelehrte am Rand beischrieb: sie finden sich auch in den Abschriften wieder. Nun wäre es sehr einfach, wenn wir sagen könnten: was in unseren Handschriften der Germania und des Agricola am Rande steht, stammt von dem Korrektor, was wir im Text lesen, ist der alte Hersfeldensis-Text. Leider besteht diese Auffassung nicht zu Recht. Wir können vielmehr den urkundlichen Beweis antreten, daß die Humanisten nach eigenem Ermessen die Textlesart mit der Randnotiz vertauscht haben, beides also als echte Überlieferung ansahen. Der Beweis für diese Behauptung ist leicht zu erbringen.
Als Stefano Guarnieri den Agricola des Tacitus aus dem Hersfeldensis abschrieb, nahm er nur den (erhaltenen) vollständigen Quaternio aus der alten Handschrift in sein Buch auf. Den Schluß des Agricola, der im Hersfeldensis auf zwei Seiten, einem Unio, geschrieben war, konnte er nicht verwenden, da sein Buch aus lauter Quaternionen bestand und das Unterbringen des Unio sonst beim Binden Schwierigkeiten gemacht hätte. Guarnieri schrieb deshalb die letzten Kapitel des Agricola von diesem Unio ab und begann einen neuen Quaternio, in dem auf den Agricola-Schluß die Germania folgt. Da aber das Pergament damals kostbar war, schabte er den Unio ab und verwendete ihn beim Abschreiben der Germania wieder (Folio 69 und 76 des Aesinas): auf Folio 69 stehen so die Kapitel 14, 1–19, 1 der Germania, Folio 76 dient als Deckblatt des ganzen Codex und wurde nicht wieder beschriftet. Wie fast stets bei Palimpsesten kann man von der getilgten Schrift Reste erkennen, besonders lassen sich in unserem Falle die ehemaligen Randnotizen lesen. Ein Vergleich (11) dieser Randnoten des Korrektors mit dem Text und den Randnoten in der Abschrift Guar-

nieris im Aesinas ergibt, daß in mehreren Fällen die Randnoten der alten Handschrift mit denen ihrer Abschrift übereinstimmen, in folgenden nicht:

| | Hersfeldensis | | Aesinas | |
|---|---|---|---|---|
| | Text | Rand | Text | Rand |
| (Agr. 41, 2) | tot | totis | totis | tot |
| (Agr. 44, 5) | grave | grande | grande | grave |
| (Agr. 45, 5) | compositus | comploratus | comploratus | compositus |

Guarnieri hat also die Randnoten im Hersfeldensis als Doppelüberlieferungen aufgefaßt und sie an einigen Stellen mit dem Hersfeldensis-Text vertauscht. Das gleiche können wir für den Codex Vaticanus 3429 (= A) des Agricola, eine andere Abschrift des Hersfeldensis, nachweisen.
Wir können also generell folgende Feststellungen treffen: überall dort, wo unsere Überlieferung der Kleinen Schriften des Tacitus zwei Lesarten bietet, ist nur eine von ihnen echte Hersfeldensis-Überlieferung, die andere stammt von jenem frühmittelalterlichen Gelehrten. Die äußere Stellung einer Lesart in den Humanisten-Handschriften, ob im Text oder am Rand, sagt nichts über ihre Zugehörigkeit zum alten Hersfeldensis-Text oder zu den Marginalien des Korrektors aus, da Randnotizen und Text gelegentlich von den Humanisten gegeneinander vertauscht wurden. Ferner ist es nicht entscheidend – und das ist besonders für die Germania-Überlieferung wichtig, die sich auf zahlreiche Handschriften stützen kann – ob eine Lesart in vielen Handschriften bezeugt ist oder nicht. Es müssen also mit Hilfe des alten Quaternio und der Palimpsestseiten aus dem Hersfeldensis innere Kriterien für das Vorgehen des Korrektors gefunden werden, um auf diese Weise dann nach Möglichkeit auch in den Humanistenabschriften sein Eigentum kenntlich machen zu können.
Prüfen wir also den Wert der Randnoten, die der Korrektor im Hersfeldensis beigeschrieben hat. Einige verbessern die Überlieferung des Agricola zweifellos, z. B. praeceptum statt praecipue (13, 2), exactionem statt auctionem (19, 4) munimentis statt monitis ((33, 1). Aber diese Fälle sind durchaus in der Minderzahl, und wir sind ja bereits gewarnt durch die freche Interpolation terram et mare. Ähnliche unberechtigte und falsche Eingriffe finden sich unter den Marginalien ziemlich häufig. Einige Beispiele seien angeführt, um für eine Beurteilung der Doppelüberlieferungen in der Germania die Grundlage zu schaffen.
Agricola 37, 3 heißt es: iam hostium, prout cuique ingenium erat, catervae armatorum paucioribus terga praestare. Tacitus hat hier in der Schilderung der britannischen Niederlage, die er als grande et atrox spectaculum bezeichnet, den gehobeneren Ausdruck terga praestare gewählt. Der Korrektor schreibt dazu an den Rand praebere, will also ganz zu Unrecht das geläufige terga praebere einsetzen.
Ein andermal (c. 45, 1) erwähnt Tacitus Domitians Lieblingsresidenz am Albaner See – sie stand wahrscheinlich an der Stelle der heutigen Villa Barberini bei Castel Gandolfo – und nennt sie entsprechend ihrer Lage auf dem Hügelrücken arx Albana (vgl. Juvenal Satiren 4, 145): der Korrektor will auch hier dem normalen Ausdruck, villa Albana, den Vorzug geben. Und noch ein drittes Beispiel aus dem Schluß der Biographie (c. 45, 5). Tacitus und seine Frau konnten beim Tode Agricolas – Tacitus' Schwiegervater – nicht anwesend sein, weil sie in dieser Zeit von Rom fern waren. Obgleich Agricolas Gattin alles aufs beste bestellt

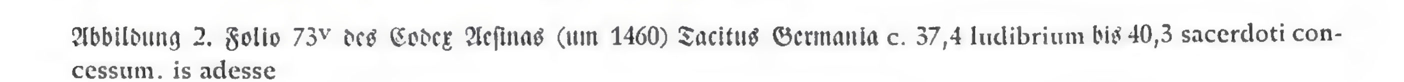


Abbildung 2. Folio 73$^{v}$ des Codex Aesinas (um 1460) Tacitus Germania c. 37,4 ludibrium bis 40,3 sacerdoti concessum. is adesse

hatte, paucioribus tamen lacrimis compositus es. So stand es nach Ausweis der Palimpsestseiten im Hersfeldensis. Tacitus verwendete hier componere in der Bedeutung ‚bestatten', einer Bedeutung, die aus der klassischen Dichtung (Horaz und Vergil) bekannt ist und von dort Eingang in die nachklassische Prosa gefunden hat. Als Marginalie dazu findet sich von der Hand des Korrektors comploratus, das ihm zu lacrimis besser zu passen schien, ein Wort, das Tacitus nie verwendet hat.

Ich habe nur drei Fälle ausgewählt, in denen die Absicht des Korrektors, das typisch Taciteische durch Gebräuchlicheres zu ersetzen, ganz deutlich wird. Leider können wir nicht in jedem Fall den Grund für das Vorgehen des Korrektors angeben, aber man wird kaum bezweifeln, daß wir es bei den Marginalien dieses Mannes mit Eigenmächtigkeiten zu tun haben, die wohl bisweilen eine Korruptel im Text heilen, aber meistens unnütze Vermutungen darstellen. Der Einwand, daß es sich in manchen Fällen wohl nur um Glossen dieses Mannes handele, ist im Hinblick auf die Tatsache nicht von Belang, daß diejenigen, die den Hersfeldensis abschrieben, diese Randnoten als Doppelüberlieferung betrachteten und dementsprechend gegen den Text vertauschten.

Mit diesen Erkenntnissen ausgerüstet wenden wir uns nun der Germania-Überlieferung und ihren Doppellesarten zu.

Der Codex Aesinas (Abb. 2) bietet von allen Germania-Handschriften die meisten Marginalien, und da es für unser Problem nicht von Wichtigkeit ist, wie oft eine Lesart auch durch andere Handschriften bezeugt ist, können wir auf die übrige Germania-Überlieferung hier verzichten und führen im folgenden nur den Aesinas-Text an. Obwohl unsere Handschrift im Germania-Teil nicht unmittelbar aus dem Hersfeldensis abgeschrieben ist, vielmehr auf eine Mittelquelle zurückgeht, wie ich glaube nachweisen zu können (12), hat sie doch an die 40 Marginalien bewahrt. Leider bezieht sich ein großer Teil von ihnen auf Eigennamen germanischer Stämme, die wir nur aus Tacitus kennen, bei denen also eine Scheidung zwischen echter Überlieferung und Vermutung des Korrektors besonders schwierig ist: Dulgicubuni oder Dulgibini (34, 1), Suarines oder Suardones (40, 2), Helvetones oder Halisiones (?) (43, 2), Nahanarvali oder Naharvali (43, 2), Oxiones oder Etiones (46, 4). Für die beiden letztgenannten Völkerschaften läßt sich vielleicht eine Entscheidung herbeiführen.

Germ. 43, 2 werden die Teilstämme der Lugier aufgezählt; im Aesinas lautet die Stelle folgendermaßen: valentissimas nominasse sufficiet: Harios, Helvetonas (am Rand: Halisionas), Manimos, Helisios, Nahanarvolos (am Rand: Naharvalos). apud Naharvalos antiquae religionis (am Rand: regionis) lucus ostenditur. Die widerstreitende Überlieferung, Nahanarvali oder Naharvali, kann folgendermaßen erklärt werden: die Vorlage des Aesinas schrieb an der ersten Stelle aus dem Hersfeldensis den Text (Nahanarvali) und die Randnotiz (Naharvali) ab; sie ließ sich von der Randnotiz beeindrucken und setzte an der zweiten Stelle Naharvali ein. Müllenhoff entschied in seiner Ausgabe der Germania (1920, 569): „Naharvali ist nichts. Hingegen Nahanarvali gibt sich sogleich als Kompositum zu erkennen, wenn auch die Deutung schwer bleibt". Den Ausschlag zugunsten der volleren Namensform gibt wahrscheinlich ein Analogieschluß. Im Agricola (22, 1) wird der Name eines sonst unbekannten Gewässers genannt: Tanaus. Der Korrektor schreibt dafür am Rand Taus, vielleicht in Erinnerung an den Tay, der aber an dieser Stelle nicht gemeint sein kann. Die gleiche Verkürzung scheint er hier willkürlich vorgenommen zu haben: Nahanarvali – Naharvali.

Daß die Schreibung Nahanarvolos nur ein Flüchtigkeitsfehler des Aesinas ist und der zweite Bestandteil des Kompositums – vali lautet, darüber läßt der Name des vandalischen Stammes der Victovali keinen Zweifel aufkommen. Man wird also in Zukunft vom Kult und heiligen Hain der Nahanarvali zu sprechen haben (13). Nebenbei sei noch vermerkt, daß die Randnote regionis statt religionis ebenfalls mit ziemlicher Sicherheit dem Korrektor zugesprochen und deshalb ausgeschieden werden kann.

Auch in der Frage, ob es Oxiones oder Etiones heißen muß, kann man wohl zu einer Entscheidung kommen. Beide Namen sind zwar nur aus Tacitus bekannt; für Oxiones spricht folgende Beobachtung (14): als Pier Candido Decembrio im Jahre 1455 sich den Inhalt des Codex Hersfeldensis in Rom notierte, schrieb er dabei auch, wie damals üblich, Anfangs- und Schlußsatz der darin enthaltenen Schriften auf. Im Zitat des Germania-Schlusses steht bei ihm Oxiones, d. h. diesen Namen bot der Herfeldensis im Text, also Etiones am Rand, von der Hand des Korrektors. Denn es ist weniger wahrscheinlich, daß Decembrio die Randnotiz in seinem Zitat berücksichtigt hat.

Bei der Prüfung der anderen Doppelüberlieferungen in der Germania stoßen wir sogleich auf eine Variante, die uns bereits aus dem Agricola bekannt ist. Germania 26, 2 heißt es im Aesinas: agri pro numero cultorum .... occupantur, quos ... partiuntur; facilitatem partiendi camporum spatia praestant (am Rand: praebent). Man vergleiche mit dieser Variante die oben S. 124 besprochene Agricolastelle (37, 3), wo der Korrektor das ungewöhnliche terga praestare durch den geläufigen Ausdruck terga praebere ersetzen wollte. Das Gleiche ist hier der Fall: praebent verdankt dem Korrektor seine Entstehung und kann ausgeschieden werden (15).

Ähnliche Versuche des Korrektors, Hergebrachtes für das Individuelle einzusetzen, finden sich in der Germania mehrfach. Ich verweise auf Kap. 34, 2: et superesse adhuc Herculis columnas fama vulgavit, ... in claritatem eius referre consensimus, wo der Korrektor gegenüber consensimus das blassere consuevimus bevorzugt. Kap. 39, 1 ist der unnütze Einfall statuto tempore statt stato tempore ebenfalls ihm zuzuschreiben, so wie er 39,3, wo es von den Semnonen heißt: centum pagi iis habitantur (16), magnoque corpore efficitur, ut se Sueborum caput credant, das corpore durch die Interpolation tempore verdrängen wollte, weil er corpus in der Bedeutung „Volkskörper" nicht kannte.

Lehrreich für sein Vorgehen sind auch zwei andere Fälle, in deren Behandlung unter Herausgebern und Erklärern der Germania bis heute keine Einigkeit besteht. Die Haartracht der Sueben schildert Tacitus mit folgenden Worten (38, 2): .... apud Suebos usque ad canitiem horrentem capillum retro sequuntur ac saepe in solo (am Rand: in ipso) vertice religatur. Müllenhoff empfand das Richtige, wenn er schrieb (17): „in ipso vertice wäre durchaus untadelig und angemessen, böten es die Hss. allein; in solo vertice dagegen ist bedeutungslos oder ließe doch das ungesagt, was ipso allein ausdrückt und hier gesagt sein müßte." Es ist wohl nicht zweifelhaft, daß wir es bei in solo vertice mit der ehemaligen Randnotiz des Korrektors zu tun haben, die die Y-Klasse der Handschriften und leider auch Müllenhoff zu der Kontamination in ipso solo vertice verleitete, was bestimmt abzulehnen ist, ebenso wie Frahms (18) Konjektur in summo vertice, die zwar den Beifall Muchs gefunden hat, aber ebenfalls von der sicher falschen Vermutung des Korrektors in solo vertice ausgeht.

Hier sei gleich der Schluß desselben Kapitels angefügt: neque enim ut ament amenturve, in

altitudinem quandam et terrorem adituri bella compti ut hostium oculis armantur (am Rand: ornantur). Die Klassischen Philologen unter den Herausgebern der Germania haben sich fast einhellig für ornantur entschieden, während Germanisten und Volkskundler wie Müllenhoff, Fehrle und Much für armantur eintraten. Wenn man die Eigenart des Korrektors berücksichtigt, kann man armantur wohl mit Sicherheit ihm zusprechen. Er hat durch dieses Verbum die Vieldeutigkeit des taciteischen ornantur (nach vorausgehendem ornatiorem habent und compti) klären wollen. Ein ähnlicher Fall liegt in den Historien des Tacitus vor, wo es 3, 63, 1 heißt: exercitus, ut ad proelium intentus ornatusque. Am Rande des Codex Mediceus ist ornatus durch armatus glossiert. Diese Parallele bezeugt m. [illegible]htheit von ornantur. Schließlich seien hier noch zwei Stellen der Germania besprochen, [illegible]enen der Text ebenfalls seit langem umstritten ist. Heißt es barditus oder barritus (3, i)? Much hat in seiner Germania-Ausgabe (S. 49 ff.) ausführlich zu diesem Problem Stellung genommen. Wir können uns hier kurz fassen und uns auf die handschriftliche Grundlage beider Worte beschränken. Daß nur eines von ihnen Anspruch erheben kann, echte Überlieferung zu sein, dürfte nach unsern bisherigen Darlegungen feststehen. barditus ist in der lateinischen Literatur nur hier belegt, während bar(r)itus aus Vegetius und namentlich aus Ammianus Marcellinus als die Bezeichnung des Schlachtgeschreis der „Barbaren" bekannt ist; ich brauche nur auf Amm. Marc. 26, 7, 17, zu verweisen: terrifico fremitu quem barbari dicunt barritum. Für mich ist es nicht zweifelhaft, daß der Korrektor, hier wie sonst, das einmalige, ihm unbekannte Wort barditus durch das gebräuchlichere bar(r)itus ersetzen wollte. Jedenfalls ist die neuerdings von Anderson (19) geäußerte Vermutung unbedingt abzulehnen, daß barditus erst gelehrte Erfindung des 15. Jhdts. sei.

Und schließlich: wie hieß die germanische Seherin, die Tacitus im Kap. 8, 2 erwähnt? Vidimus sub divo Vespasiano Veledam diu apud plerosque numinis loco habitam; sed et olim Auriniam (am Rand: Albriniam) et compluris alias venerati sunt. Eine der beiden Namensformen muß der Korrektor erfunden haben; keinesfalls ist Albrinia erst eine germanistische Erfindung des 15. Jhdts., wie Robinson anzunehmen geneigt ist (20). Für Albrinia bzw. die darauf beruhende Konjektur W. Wackernagels Albruna sind vor allem die Germanisten eingetreten mit dem Hinweis, daß Albrinia eine altgermanische Namensform sei. Demgegenüber stand Aurinia lange in dem Verdacht, keltischen Ursprungs zu sein. Es ist das Verdienst des Herausgebers dieser Zeitschrift, Plassmann, zusammen mit Trathnigg Gründe für die germanische Herkunft von Aurinia beigebracht zu haben (21) (nebenbei: auch die äolische Form für griech. „Morgenröte" αὔως würde eine Stütze für ihre These sein). Leider muß ich gestehen, daß auch meine Beobachtungen über die Tätigkeit des Korrektors hier zu keinem bündigen Ergebnis führen, sondern die Entscheidung weiterhin in der Schwebe lassen, sie vielleicht etwas erleichtern. Wenn wir Albrinia als ursprüngliche Überlieferung im Hersfeldensis annehmen, könnte man zur Erläuterung, wie Aurinia entstanden sein mag, auf die phonetische Erklärung, die Schweizer-Sidler (22) versuchten, hinweisen: so wie alter zu franz. autre wurde, oder Albis zu Aube, wollte der Korrektor Albrinia zu Aurinia abwandeln. Falls jedoch Aurinia ursprünglich im Hersfeldensis stand, möchte ich auf die Möglichkeit hinweisen, daß vielleicht der Name der „zehnten Sibylle", der aus Vergil und Horaz bekannten Quellnymphe von Tibur, Albunea einen Einfluß auf die Neubildung Albrinia ausgeübt haben

könnte. Eine von beiden Namensformen kann nur echte Überlieferung sein, aber welche den Vorzug verdient, läßt sich vorläufig noch nicht endgültig entscheiden.

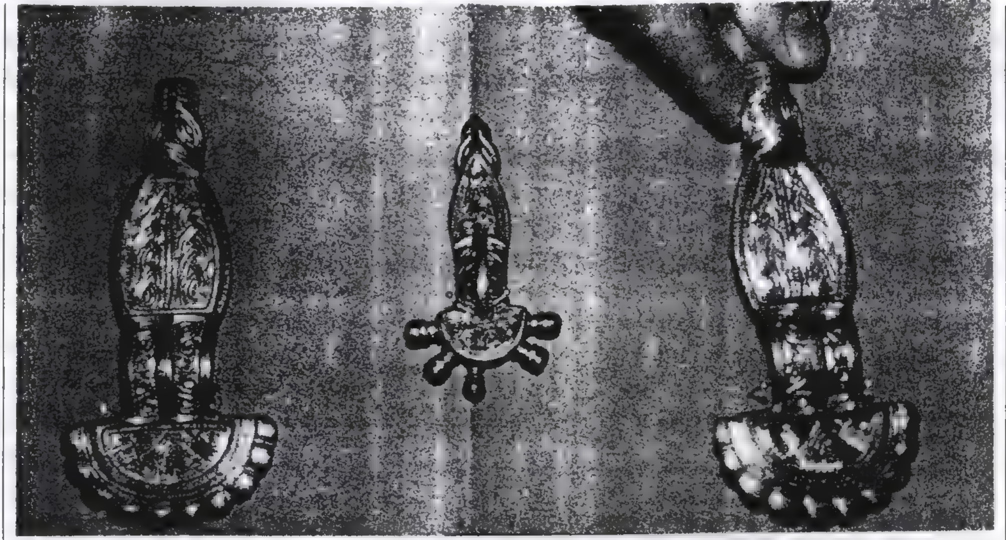
(1) Germanien 1938, 320. 1940, 270. – (2) Tacitus Germania and other forgeries. Philadelphia 1920. – (3 Variae 5, 2, wo aus Germ. 45 die Stelle über den Ursprung des Bernsteins abgeschrieben ist. – (4) Vor allem beim Exzerpt von Germ. 10, 2, wo die Worte apud sacerdotes; se enim ministros deorum, illos conscios putant fortgelassen werden. – (5) Diese und die im folgenden angeführten Stellen aus der Humanistenkorrespondenz findet man gesammelt bei Sabbadini, Storia e critica di testi latini. 1914, 263 ff.; Robinson, The Germania of Tacitus. A critical edition. Middletown 1935, 1 ff., sowie in meinem Buch „Handschriftliche Untersuchungen zu Tacitus Agricola und Germania". Berlin (Ahnenerbe-Stiftung Verlag) 1943, 3 ff. – (6) Sabbadini a. a. O. 278 – (7) Robinson, a. a. O. 351 ff. Tindell, American Journal of Philology 36, 1935, 119 ff. – (8) Cesare Annibaldi, L'Agricola e la [illegible] di Cornelio Tacito nel MS. Latino N. 8 della Biblioteca del Conte G. Balleani in Jesi. Città [illegible] 1907. Annibaldi, La Germania di Cornelio Tacito. Leipzig 1910. – (9) Lehmann bei Till, a. a. O. 11 ff. – (10) Verf., a. a. O. 34 f. 78 ff. – (11) Verf., a. a. O. 21 ff.; 27 f. – (12) Verf., a. a. O. 100 ff. – (13) Anders entschied sich Thede Palm, Der Kult der Naharvalen. Archiv für Religionswissenschaft 1940, 398 ff. – (14) Vgl. R. Much, Tacitus' Germania 1937, 422. – (15) Unrichtig Müllenhoff, a. a. O. 369. Ohne Entscheidung Much a. a. O. 240. – (16) Ich ziehe Grotius' leichte Änderung der Überlieferung Ernestis Konjektur, pagis habitant, vor. – (17) a. a. O. 455. – (18) Hermes 1934, 439. – (19) Germania-Ausgabe Oxford 1938, 49. – (20) a. a. O. 106. – (21) Vgl. Anm. 1. – (22) Germania-Ausgabe 1923, 128.

Aufsehenerregende Funde aus Straubinger Bajuwaren-Gräbern belegen:

# Die Wiege der Bayern stand im Gäuboden

## Archäologen widerlegen Einwanderungstheorie: Der Stamm entwickelte sich erst in Ostbayern

*Von Werner Schötz*



*Unser Bild zeigt Bügelfibeln langobardischen Typs aus dem Gräberfeld von Straubing-Bajuwarenstraße.* (Foto: Schötz)

Die Geschichte Bayerns wird umgeschrieben werden müssen: Unsere Urahnen sind nicht aus anderen Gebieten eingewandert, der Volksstamm der Bajuwaren hat sich vielmehr vor gut 1500 Jahren aus verschiedensten Volksgruppen im heutigen Gäuboden gebildet.

Grundlage für diese inzwischen auch wissenschaftlich anerkannte Theorie sind bedeutende Gräberfunde in und um Straubing (vor allem auch in Straßkirchen und Irlbach), die in den vergangenen Jahren immer wieder für Aufsehen sorgten. Den entscheidenden Hinweis lieferte die Freilegung von 819 Gräbern mit teils reichen Beigaben im Straubinger Neubaugebiet Stadtäcker in den Jahren 1980 bis 1983.

Am heutigen Donnerstag wird ein Teil der sensationellen Funde erstmals der Öffentlichkeit im Gäubodenmuseum präsentiert, nachdem es der Stadt gelungen ist, die geschichtsträchtigen Schätze ganz in der Gäubodenmetropole zu halten. Dies gelang nach langwierigen Verhandlungen – über den Kaufpreis schweigt man sich aus – mit dem Grundstücksbesitzer, einem Landwirt, dem gesetzlich die Hälfte der Funde zusteht. Ein Viertel gehörte ohnehin der Stadt, das restliche Viertel dem Freistaat, der seinen Anteil der Funde auch in Straubing läßt.

Stadtarchäologe Dr. Johannes Prammer spricht von einem „Schlüsselfund" für die Forschungsgeschichte Bayerns. Die Belegung des Gräberfeldes setzt um das Jahr 450 n. Chr. – früher als in anderen Bajuwaren-Siedlungen – ein und reicht bis in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts. Obwohl in den vergangenen Jahrhunderten viele Grabräuber am Werk waren, konnten noch ungewohnt viele wertvolle Funde – darunter allein über 200 Fibeln – geborgen werden. Das deutet auf sehr wohlhabende Leute hin, die dort gelebt haben müssen. „Gutes Akkerland wie im Gäuboden war Gold wert in den damals unsicheren Zeiten mit vielen Hungersnöten", erklärt Prammer.

Die Funde spiegeln weitreichende Verbindungen wider: Süddeutsche Formen tauchen ebenso auf wie thüringische, ostgotische oder langobardische Fibeln, Schmuck aus dem Mittelmeerraum oder Glasgefäße aus dem Rheinland.

Das führte zu der heute allgemein anerkannten Theorie, daß die Stammesbildung der Bajuwaren auf eigenem Boden stattfand. Die verbliebene Bevölkerung römischen Ursprungs, elbgermanische Söldner aus den spätrömischen Donaukastellen – von denen eines auch in Straubing stand – zugewanderte Alamannen, Thüringer, Ostgoten und Langobarden wuchsen bald zum neuen Baiern-Stamm zusammen.

„Wir haben hier in Straubing den Glücksfall, daß sich die Verknüpfung der spätrömischen Zeit mit den Bajuwaren nachweisen läßt. Damit ist die Einwanderungstheorie vom Tisch", sagt der Stadtarchäologe, für den der Gäuboden das Zentrum der Stammesbildung darstellt.

Möglich wurden historisch so umwälzende Erkenntnisse erst durch die Tatsache, daß Straubing – offenbar aufgrund seiner günstigen Lage an der Donau und im Zentrum eines der fruchtbarsten Gebiete Europas – eine lückenlose Besiedlung praktisch seit 7500 Jahren aufweisen kann. Erste Spuren hatten bereits nomadisierende Jäger und Sammler der mittleren Steinzeit hinterlassen, die vor zehntausenden Jahren durchs Donautal zogen.

Die ersten seßhaften Bauern schlugen in der Jungsteinzeit um 5500 vor Christus Rodungsinseln in die Eichenmischwälder, die den Gäuboden damals bedeckten, bauten Langhäuser für ihre Großfamilien, säten Urgetreide wie Emmer und Einkorn, erste Dorfstrukturen wurden ersichtlich.



*Archäologe Johannes Pammer mit einer kürzlich gefundenen römischen Öl-Amphore.* (Foto: Schötz)

In der Frühbronzezeit um 2000 v. Chr. entwickelte sich mit der sogenannten „Straubinger Kultur" eine erste Hochphase der Siedlungsgeschichte. Man fand für den Donau-Isar-raum typische Schmuckbeigaben wie Scheibenkopfnadeln, Bronzescheiben als Gewandbesatz, Armringe – fast schon eine Art „Tracht".

Die sogenannte Urnenfelderzeit (um 1200 v. Chr.), die ihren Namen von der Bestattungsart hat, brachte Straubing schon eine recht dichte Besiedlung, wie verschiedene Fundorte im Stadtgebiet beweisen. Charakteristisch für die folgende Hallstattzeit (750 v. Chr.) sind große, mit Gräben und Palisaden eingefriedete Herrenhöfe, deren Ausmaße teilweise erst durch Luftaufnahmen bekannt wurden. Prammer: „Das waren die ersten großen Gäubodenbauern".

In der Phase der keltischen Besiedlung zwischen dem fünften und ersten vorchristlichen Jahrhundert hat „Sorviodurum", wie Straubing damals hieß, schon die beachtlichen Ausmaße des heutigen Stadtplatzes.

Nach ihren Eroberungszügen sind unter Kaiser Vespasian ab 70 nach Christus auch die Römer in Straubing präsent – und zwar gleich mit der 500 Mann starken 2. Räterkohorte, für die ein großes Kastell gebaut und ein für damalige Verhältnisse an der Donau einmaliger Hafen mit Piers und Anlegestellen für Schiffe geschaffen wird. Zwei weitere Kastelle samt Lagerdörfern werden gebaut – das römische Straubing ist größer als zu Zeiten der wittelsbachischen Stadtgründung im 13. Jahrhundert.

Nach den Plünderungen durch die Alamannen, die gegen Ende des 2. Jahrhunderts die Römer vernichtend schlugen, entstand Ende des 3. Jahrhunderts ein neues, spätrömisches Kastell. Doch die Bindung zu Rom wurde immer lockerer, das Kastell schließlich um 450 n. Chr. aufgelassen. Und die übriggebliebene romanische Bevölkerung wuchs mit ein in den gerade entstehenden Bajuwaren-Stamm.

## Stonehenge auf dem Weg durch die Straßen von San Francisco

*icht die Schnelligkeit, sondern der Sinn für ausgefallene Figuren war gefragt bei einem Wettrennen, das in den Straßen von San Francisco (US-Bundesstaat alifornien) ausgetragen wurde. Stonehenge, die berühmte vorgeschichtliche Steinkreisanlage in England, diente einer besonders einfallsreichen Gruppe als orbild. An dem kuriosen Wettbewerb nahmen insgesamt rund 80 000 Läufer teil.* **Foto AP**

# Stonehenge bald als Cyberspace-Modell



London (dpa). Die Kultstätte Stonehenge, die Besucher bisher nur aus gebührendem Abstand betrachten können, soll mit Hilfe von Virtual Reality künftig besser erfahrbar werden. Das britische Kulturministerium will sich vom Computerchip-Hersteller Intel ein Cyberspace-Modell von Stonehenge erstellen lassen. Der Benutzer könnte dann in das Modell „hineingehen" und sich umschauen, als ob er die 3500 Jahre alte englische Stätte leibhaftig besuchen würde. Allerdings wird das Programm vor allem Schulen und Historikern – und nicht den Stonehenge-Touristen – zur Verfügung stehen.

Weilburger Tageblatt 3.11.95

## Vor 4000 Jahren: Deutsche Ötzis brachten das Rad nach China

Wüste Gobi – Nicht Marco Polo war der erste Europäer in China – sondern Deutsche.

Der Archäologe Wang Binghua fand am Rande der Wüste Gobi am „Roten Hügel" in 1,80 m Tiefe 113 blonde „Ötzi-Mumien"!

US-Prof. Victor Mair: „Dieser blonde Stamm aus Nordeuropa; vermutlich Deutschland, kam in der Bronze-Zeit nach China und lebte hier vor 4000 Jahren. Sie brachten auch das Rad nach Asien! Sie lebten mindestens 1700 Jahre in der Region Sinkiang. Die Menschen hier sprechen immer noch eine uralte indogermanische Sprache..."

Die China-Germanen waren blond, langnasig und hatten runde Augen!

Sie wurden in ihren Trachten beerdigt: Sie trugen bunte Ringelstrümpfe und blaue Mützen mit künstlichen Zöpfen. Ein Häuptling trug einen 50 cm hohen Zauberhut aus Filz. Der Stamm war hochentwickelt. Die Halsnarbe einer Mumie wurde mit Roßhaar vernäht.

Prof. Mair: „Die ‚Langnasen' zogen wie Nomaden mit Karren-Trecks und Ziegenherden von einem Steppen-Weideplatz zum nächsten – bis nach China."

Jetzt werden Gewebeproben der Mumien mit dem Tiroler Gletschermann „Ötzi" (5000 Jahre alt) verglichen.

Prof. Mair: „Es war ein friedlicher Stamm ohne große Klassen-Unterschiede. Es beweist, daß sich China nicht isoliert entwickelte..."

Bild-Zeitung, 21.3.1994

---



Blonde Gefahr: die amerikanische Schauspielerin Sharon Stone („Basic Instinct"), 37



„Die blonde Versuchung" heißt ein Film, in dem die Amerikanerin Kim Basinger, 41, mitspielte



INTER-TOPICS, ACTION PRESS, ANGELI

Menschen mit blonden Mähnen wie das Model Claudia Schiffer werden selten

# Blonde Menschen - eine weltweit gefährdete Art

L.B. **Hamburg**

Der Anteil blonder Menschen an der Gesamtbevölkerung der Erde ist einer Studie der Weltgesundheitsbehörde (WHO) zufolge in den letzten fünfzig Jahren von 40 auf 14 Prozent geschrumpft. Für Mitteleuropa bedeutet dies: Nur noch acht Prozent aller Männer und sechs Prozent der Frauen haben helle Haare.

Zum Schwund der Zahl blonder Menschen tragen zwei Faktoren bei: Die Weltbevölkerung wächst relativ und absolut in jenen Ländern am stärksten, in denen die Menschen dunkle Haut und dunkle Haare haben. Auch die Zuwanderung nach Westeuropa ist jahrzehntelang nahezu ausschließlich aus Ländern gespeist worden, in denen die Mehrheit der Bevölkerung dunkle Haare hat.

Zudem haben blonde Menschen einen genetischen Nachteil: Jene Erbanlagen, die die Pigmentierung des Haars bewirken, sind bei blonden Menschen schwächer ausgeprägt als bei Dunkelhaarigen. Kinder von Paaren, in denen ein Partner blond, der andere dunkelhaarig ist, bekommen nach Angabe von Experten mit 75prozentiger Wahrscheinlichkeit dunkle Haare.

Der dominierende Erbfaktor „dunkelhaarig" bestimmt das Mischungsverhältnis der beiden für die Farbe verantwortlichen Pigmente Melanokeratid und Rhodokeratid. Je mehr feines Rhodokeratid im Erbgut vorhanden ist, desto dunkler und robuster wird das Haar.

Da sich also die Erbfaktoren dunkelhaariger Menschen bei der Haarfarbe ihrer Kinder in drei von vier Fällen durchsetzen, verringert sich der Anteil blonder Menschen. Untersuchungen in England haben deutlich gemacht, welchen Seltenheitswert „echte Blonde" schon heute haben: Noch vor 60 Jahren waren 65 Prozent der englischen Bevölkerung naturblond, heute sind es nur noch zehn Prozent.

Welt am Sonntag 24.12.95



**Das „Premieren-Baby“ Stuttgarts heißt Melanie Oroz**

Im Marienhospital kam Stuttgarts erstes Baby im neuen Jahr zur Welt. Es heißt Melanie Oroz und fühlt sich, dies macht das Bild deutlich, in den Armen seiner Mutter Anita Oroz sichtlich wohl.

# Volk von Greisen?

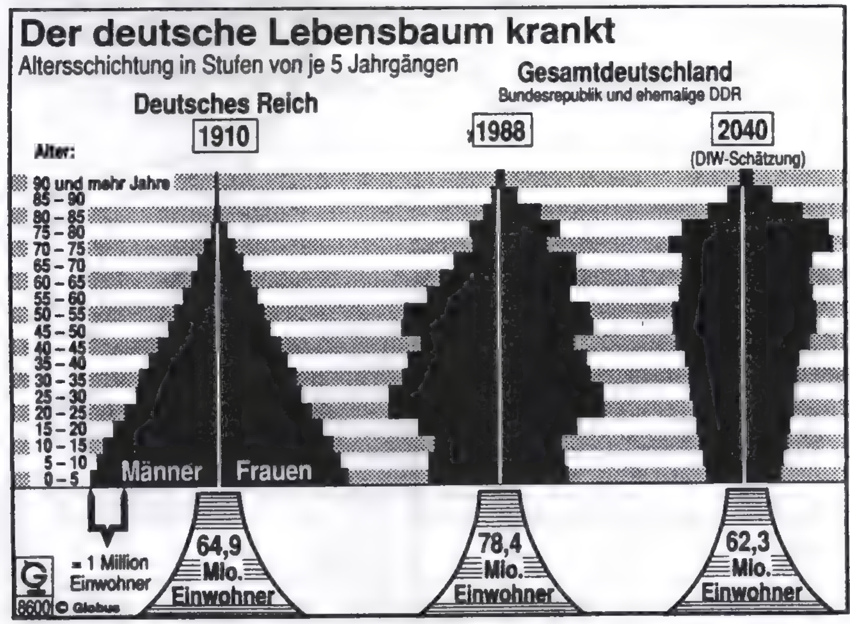
## *Die Deutschen werden immer älter*

**Demographen ist seit langem bekannt, daß die deutsche „Alterspyramide“, die Auskunft über die statistische Verteilung der Generationen gibt, in den letzten Jahrzehnten eine beängstigende Überalterung des deutschen Volkes erkennen läßt. Neueste Erkenntnisse des Bundesforschungsministeriums, die jetzt veröffentlicht wurden, setzten noch eins drauf.**

Nach Angaben von Bundesforschungsminister Riesenhuber nimmt die Lebenserwartung der Deutschen im internationalen Vergleich zwar einen Spitzenplatz ein. Jedoch kommen, das geht aus der Statistik des Ministers hervor, in Deutschland auf eine Million Einwohner 45 Hundertjährige, mehr, als in irgendeinem anderen Land der Erde. Da außerdem immer weniger Kinder geboren würden, altere die Gesellschaft insgesamt.

Der Anteil der mehr als 65jährigen an der Gesamtbevölkerung sei gegenwärtig mit 15 Prozent mehr als doppelt so hoch wie vor 40 Jahren. Im Jahr 2030 wird ihr Anteil an der Gesellschaft rund 30 Prozent betragen – die Deutschen vergreisen.

Riesenhuber machte auch deutlich, daß die „dramatische Veränderung des Gesellschaftsprofils“ in den kommenden Jahrzehnten die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung in der Bundesrepublik nachhaltig beeinflussen werde.




**Die Deutschen altern: Daran hat auch die Einheit nichts geändert.**

Die Rasse ist es, die alles trägt, Persönlichkeit wie Staat und Volk. Aus ihr geht alles hervor, was wesenhaft ist; sie ist das Wesenhafte selber. Sie ist nicht Organisation, sondern Organismus. Sie ist nicht organisiert, aber kann es werden.

Prof. Dr. Fritz Lenz (in:Zur Erneuerung der Ethik, in Deutschlands Erneuerung, Heft 1, 1917)

# Die rechte Zukunft
## Karl Steinbuch

Ich möchte auch frank und frei dies sagen: Die Existenz des deutschen Volkes ist für mich mehr als eine statistische Frage.

Aber unter den gegenwärtig so deprimierenden Bedingungen – vor allem der erzeugten familienfeindlichen Stimmung und den wirtschaftlichen Nachteilen für kinderreiche Familien – ist ein weiteres Schrumpfen vorprogrammiert.

Lassen Sie mich dieses ganz deutlich sagen:

**OHNE EINE WIRKSAME GEBURTENKONTROLLE IN DEN ENTWICKLUNGSLÄNDERN SIND VIELE WELTWEITE ZUKUNFTSPROBLEME UNLÖSBAR – ABER DAS AUSSTERBEN DES DEUTSCHEN VOLKES IST KEIN RATIONALER UND KEIN AKZEPTABLER WEG ZUR LÖSUNG DIESER PROBLEME.**

Ich möchte dem großen Liberalen F. A. Hayek zustimmen:

> *»Gegen die Überbevölkerung gibt es nur eine Bremse, nämlich, daß sich nur die Völker erhalten und vermehren, die sich auch selbst ernähren können.«*

Der gegenwärtige Zeitgeist wird ihm Unmenschlichkeit vorwerfen, aber vermutlich würden unsere – dereinst in einer übervölkerten Welt lebenden – Nachfahren vieles darum geben, wenn wir Hayek und nicht dem gegenwärtigen lazaretthaften Zeitgeist gefolgt wären.

Genau so wie in den dreißiger Jahren werden auch jetzt schon wieder rechtsstaatliche Positionen aus Gründen politischer Opportunität aufgegeben.

- DIE BIOLOGISCHE SUBSTANZ UNSERES VOLKES WIRD VERTAN:

Deutschland – vor allem die Bundesrepublik Deutschland – hat gegenwärtig eine extrem niedrige Geburtenrate und kann seinen Bevölkerungsstand nicht mehr halten.

So wie die sozialen und geistigen Verhältnisse bei uns gestaltet worden sind, ist es kein Glück, sondern ein Unglück, wenn Frauen »in Hoffnung« kommen.

Immer mehr Mitbürger verlassen unser Land, in dem die Hoffnungslosigkeit herrscht.

Die zahlenmäßige Abnahme der Deutschen wird nur durch die enorme Vermehrung der Fremden in unserem Lande verdeckt. Fremde Kinder füllen unsere Kindergärten, unsere Schulen und unser soziales Netz – und sie wollen trotz aller Anbiederung meist gar nicht integriert werden.



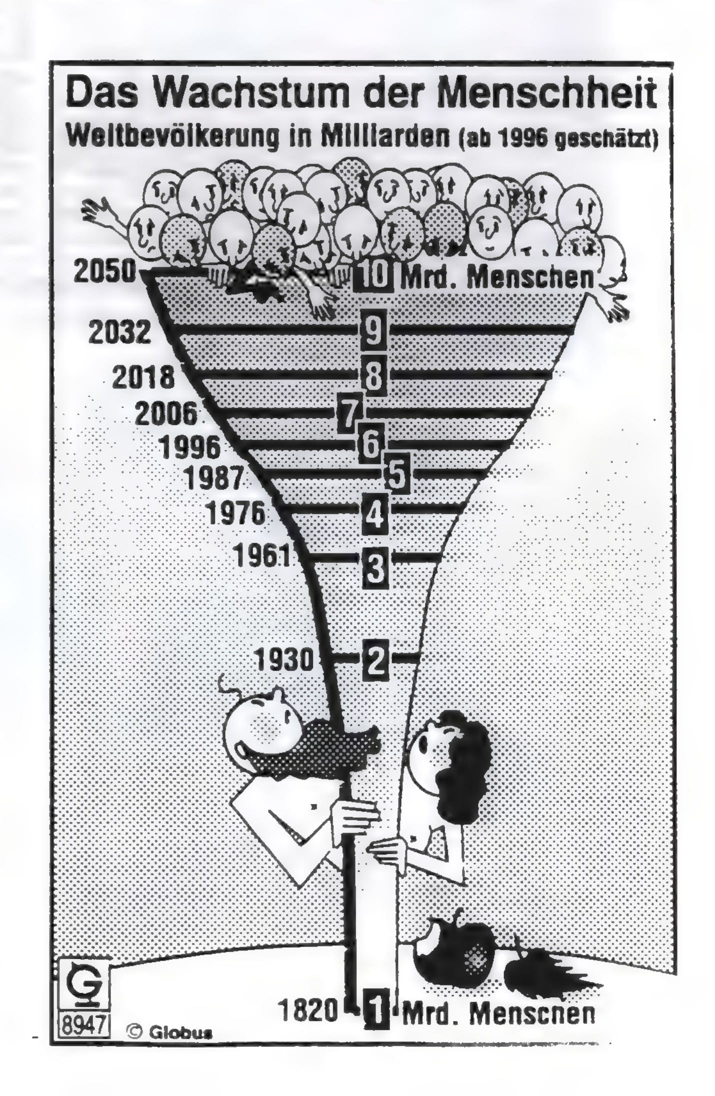
**Steinbuch,** Karl, Dr.-Ing.
Geboren 1917 in Stuttgart-Bad Cannstatt.
Studium an der Technischen Hochschule Stuttgart.
1948–1958: Labor- und Entwicklungsleiter bei der Firma Standard Elektrik Lorenz AG, Stuttgart. 1957 verantwortlich für den Aufbau des Informatik-Systems »Quelle«.
Über 50 Patente.
1958–1980: ordentlicher Professor und Institutsdirektor an der Universität Karlsruhe (TH).
Mitglied der Akademie der Naturforscher LEOPOLDINA, Halle/Saale.

*Auszeichnungen:*

Wilhelm-Bölsche-Medaille in Gold
Deutscher Sachbuchpreis
Gold-Medaille des XXI. Internationalen Kongresses für Luft- und Raumfahrtmedizin
Konrad-Adenauer-Preis für Wissenschaft
Jakob-Fugger-Medaille
Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg

So werden Deutsche in Deutschland allmählich zur Minderheit.

Wenn die natürliche Abwehrreaktion vieler Mitbürger gegen die unerträgliche Überfremdung als »Fremdenfeindlichkeit« diffamiert wird, dann zeigt dies, wie sehr sich der Identitätsverlust bei uns bereits etabliert hat.



## Weißes Regiment

LONDON (AP) – Der erste farbige Soldat in der Leibkavallerie der britischen Königin Elizabeth II. will den Dienst quittieren. Die Boulevardzeitung „Sun" berichtete, der 28 Jahre alte Mark Campbell ziehe die Konsequenzen aus rassistischen Angriffen von einem Teil seiner Kameraden. Er werde innerhalb des Regiments wegen seiner Hautfarbe ständig belästigt.

Der ehemalige Briefträger Campbell, den seine Vorgesetzten als guten Soldaten bezeichneten, soll auch unglücklich über seine Versetzung von London zum Schloß Windsor sein. Er ist wohl versetzt worden, weil alle Angehörigen der Kavallerieeinheit in London Helme tragen müssen. Mark Campbell hat jedoch eine Allergie gegen das verwendete Helmmetall entwickelt.

## Keine schwarzen Adoptiv-Kinder

Kinderlose Ehepaare in Italien wollen laut der Vereinigung zur Vermittlung von Adoptionen (CIAI) keine schwarzen Kinder adoptieren. „Nur ein schönes, hellhäutiges" kommt für die meisten in Frage, erklärte CIAI-Vertreterin Graziella Teti. Ein Kind bedeute für viele lediglich, „den bereits vorhandenen Gütern eines hinzuzufügen".

Johannes Paul II. hatte kinderlose Paare aufgefordert, statt künstlicher Befruchtungsmaßnahmen eine Adoption zu wählen.

Die Neue Bildpost, 14.8.94

## Deutsch-ausländische Ehen

**1991 gab es in Deutschland 43 955 Eheschließungen zwischen deutschen und ausländischen Partnern**

**Deutscher heiratet Ausländerin**
insgesamt 19 807 darunter aus:

| | |
|---|---|
| 3 143 | Polen |
| 1 778 | ehem. Jugoslawien |
| 1 117 | Thailand |
| 1 081 | Philippinen |
| 1 058 | Österreich |
| 908 | Rumänien |
| 849 | Türkei |

Quelle: Stat. Bundesamt

**Deutsche heiratet Ausländer**
insgesamt 24 148 darunter aus:

| | |
|---|---|
| 3 580 | Türkei |
| 2 603 | USA |
| 2 030 | Italien |
| 1 673 | ehem. Jugoslawien |
| 1 127 | Österreich |
| 1 002 | Polen |
| 994 | Großbritannien |

© Globus 1041

# Von der Schwierigkeit, Deutscher zu werden

## Viele Einwanderer leben bei uns oftmals für immer in zwei Welten

Deutsch zu sein, ist angesichts der Brandanschläge auf Ausländer nicht einfach. Deutscher zu werden, ist noch schwieriger. „Einen Rechtsanspruch auf Einbürgerung gibt es für ausländische Mitbürger nicht, nur einen sogenannten Regelanspruch", weiß Kenan Kolat vom Bund der Einwanderer und Einwanderinnen aus der Türkei in Berlin-Brandenburg zu berichten.

Nach dem neuen Ausländergesetz von 1991 können Mitbürger ausländischer Herkunft „in der Regel" einen deutschen Paß erhalten, wenn sie seit über 15 Jahren in Deutschland leben, nicht straffällig geworden sind, eine Sprachprüfung bestanden haben, ihren Lebensunterhalt nachweisen können und zudem ihre ursprüngliche Staatsbürgerschaft aufgeben. Aber auch wenn alle Bedingungen erfüllt werden, haben die Antragsteller kein Recht auf die Staatsbürgerschaft. „In einem Fall in Berlin wurde die deutsche Staatsbürgerschaft verweigert, weil der Antragsteller in einer unpolitischen Immigranten-Organisation aktiv war", so Kolat.

Dennoch wurden 1992 überdurchschnittlich viele der fast 400 000 Ausländer in der Spreemetropole zu Deutschen – etwa 10 000. Im Jahr zuvor erhielten knapp 140 000 der rund sechseinhalb Millionen Ausländer in der Bundesrepublik die deutsche Staatsbürgerschaft – 114 000 davon waren Übersiedler deutscher Abstammung.

Der iranische Soziologe Djavad Motamedi hat die Einbürgerung nicht beantragt, obwohl er seit 15 Jahren in Deutschland lebt und mit einer Deutschen verheiratet ist. Die Regierung in Teheran würde ihm seine Ausbürgerung nicht bescheinigen. „Wenn ich Deutscher werden würde, könnte ich im Iran nichts besitzen und hätte Probleme, meine Verwandten im Iran zu besuchen. Deutsche bekommen da nicht ohne weiteres ein Visum. Außerdem möchte ich Iraner bleiben, denn auch wenn man integriert ist, kann man nicht einfach sagen, die ersten 25 Jahre seines Lebens zählen nicht", sagt Motamedi.

Irfan Kizgin vom Türkischen Elternverband in Berlin hat die Staatsbürgerschaft beantragt, hofft aber, daß er die türkische behalten kann. „Ich lebe nicht zwischen zwei Kulturen, sondern in beiden", erklärt er. Er glaubt, gute Chancen zu haben: „Wer mehr als die Hälfte der Schulzeit hier abgelegt hat, kann beide Pässe haben." Wenn er die türkische Staatsbürgerschaft aufgeben würde, könne er nichts von seiner Familie in der Türkei erben. Die Einbürgerung käme einer Enterbung gleich. Trotzdem gab sich Berlins Innensenator Dieter Heckelmann (CDU) vor kurzem in einer Fernsehrunde sehr überrascht, daß rund 20 000 der 170 000 Türken in der Hauptstadt, die die Bedingungen der Einbürgerung erfüllen, überhaupt noch keinen Antrag gestellt haben.

Kinder aus Ehen zwischen Deutschen und Ausländern können im Gegensatz zu ihren Eltern zwei Staatsbürgerschaften haben. „Seit Mitte der 70er Jahre gilt die Regelung, daß sich die Kinder dann mit 18 Jahren für einen Paß entscheiden müssen. Mir ist kein Fall bekannt, in dem die Behörden nachgelangt haben und eine Entscheidung verlangten", sagt Marina Kühnemund vom Verband Binationaler Familien und Partnerschaften in Berlin.

Seit 1950 wurden in der Bundesrepublik etwa eine Million Ehen zwischen Deutschen und Ausländern geschlossen, so Frau Kühnemund. „Nach unseren Schätzungen gibt es vier bis fünf Millionen Deutsche mit doppelter Staatsbürgerschaft, denn auch Übersiedler deutscher Abstammung dürfen ihre erste Staatsbürgerschaft behalten."

Chris Malpas

Schweriner Volkszeitung 23.10.1993




benetton

benetton

*Dänen sammeln vor Hochzeit im Königshaus für ein „Volksgeschenk“*

# Milde Gaben für Prinz Joachim

KOPENHAGEN (DPA)

Mit der Sammelbüchse in der Hand bereiten sich die Dänen auf die Hochzeit des Jahres vor. Gut vier Wochen, bevor Prinz Joachim (26) mit der Hongkong-Chinesin Alexandra Manley (31) in der Kopenhagener Holmenskapelle vor den Traualtar tritt, wird im ganzen Land für ein „Volksgeschenk“ an das junge Paar gesammelt.

Zehn Millionen Kronen (rund 2,5 Millionen Mark) sollen zusammenkommen, damit der jüngste Sohn von Königin Margrethe II. rund um sein künftiges Domizil, Schloß Schackenborg bei Tondern, einen standesgemäßen Park sein eigen nennen kann. Schuhfabrikant Karl Toosbuy, der Initiator der Sammlung, zweifelt nicht am Erfolg: „Wir werden das Geld ganz bestimmt zusammenbekommen.“

Toosby kann sich auch auf fleißige Medien-Helfer von den gelben Wochenblättern bis zur seriösen Tagespresse verlassen. Denn die malen ihrem Publikum in finstersten Farben den verfallenen Zustand von Schloß Schackenborg samt Umgebung aus.

Finster, so wußte die Zeitung „B.T.“ zu berichten, sei es trotz einer Apanage von zwei Millionen Kronen (700 000 Mark) wegen fehlgeschlagener Finanzgeschäfte auch um die Einkommensverhältnisse des Prinzen bestellt. Und die kommende Prinzessin Alexandra verabschiede sich mit ihrem Umzug von Hongkong ins etwas kühlere Tondern an der deutsch-dänischen Grenze auch von einem „Millionenjob“ bei einer Finanzgesellschaft. Nur aus Liebe.

Dieser Opfermut hat offenbar gerade die Bekannten und Betuchten so beeindruckt, daß sie nun möglichst viele ihrer fünf Millionen dänischen Mitbürger zum Spenden veranlassen wollen: Neben Toosbuy gehören Radrenn-As Bjarne Riis und Ex-Regierungschef Poul Schlüter zu den „Stiftern“ der Geschenkinitiative.

Politiker aller Parteien rufen in den Zeitungen zur milden Gabe für Joachim und „Alex“ auf. 3000 Postämter und Bankfilialen hängen Plakate mit dem jungen Paar aus, und alle Spender kommen per Bildschirmtext ins Fernsehen.

Der Auftakt zur Sammlung in der vergangenen Woche sei höchst vielversprechend, hieß es einhellig. Damit zeichnet sich ab, daß die mit ihrem Königshaus Umfragen zufolge höchst zufriedenen Dänen entschlossen sind, die Hochzeit am 18. November zu einem gewaltigen Fest zu machen.



FOTO AP

*Prinz Joachim von Dänemark und seine Verlobte Alexandra.*

Main-Post lo.lo.95

# Blondinen bevorzugt

**Blondsein ist in. Nein, nicht allein wegen der Blondinenwitze, auch wegen „Blond & Stoopid“, der ersten Single von Jenny & the Girls (EMI Electrola). Jenny Elvers untermauert mit dem Song auf bewußt unsachliche Art landläufige Vorurteile über Vorzeigeblondinen. Und das als High-Speed-Rock'n'Roll-Nummer im B 52's-Stil. Eben schnell, frech und blond. Und das dazugehörige Video persifliert gnadenlos alle gängigen Klischees zum Thema. Von wegen „blond und doof“. Oder vielleicht doch? Der Vorschlag: Selber hören und sehen!**

**Foto EMI Electrola**

# Wortschatzgräber auf den Spuren der alten Germanen

## Sprachforscher beleben eine alte These: Das Stammland unserer Ahnen lag nicht im hohen Norden sondern zwischen Rhön und Elbe

Von JÜRGEN SCHÖNSTEIN

**Göttingen** – „Namen sind die Friedhöfe der Wörter." Ein scheinbar düsteres Bild, das der Sprachwissenschaftler Jürgen Udolph, der an der Göttinger Georg-August-Universität Indogermanistik lehrt, von seinem Arbeitsgebiet zeichnet. Tote Wörter? Was Udolph me  wird klarer, wenn er Gottfrie. Wilhelm Leibniz zitiert, der schon 1768 feststellte: „Die ältesten Zeugnisse der Sprache überlebten in den Namen der Flüsse und Wälder." Rund 70 Jahre später war auch der Germanist Jacob Grimm an der Göttinger Universität zu der Erkenntnis gekommen: „Ohne die Eigennamen würde in ganzen früheren Jahrhunderten jede Quelle der deutschen Sprache versiegt sein, ja die ältesten Zeugnisse, die wir überhaupt für diese aufzuweisen haben, beruhen gerade in ihnen ..." Grimm sah in Namen „ein lebendigeres Zeugnis über die Völker, als in Knochen, Waffen und Gräber ..."

Lebendiges Zeugnis aus einem „Friedhof"? Für Archäologen ist dies ein alltägliches Gegensatzpaar. Und Udolphs Arbeit ist der archäologischen Forschung nahe ve ndt: Auch er versucht, die Geschichte, Wanderungen und Entwicklungen der Volksstämme – speziell der Slawen und der Germanen – aufzudecken. Nur stößt er als „Wortschatzgräber" dabei nicht auf Knochen und Scherben, sondern auf Wortwurzeln in tief verborgenen Sprachstufen. Und während die Funde der Archäologen für die räumliche Herkunft und Verbreitung der ersten Germanen nur recht dürftige Anhaltspunkte liefern können, haben die Sprachwissenschaftler, die sich mit Ortsnamen befassen, ein weitaus größeres „Gräberfeld" zur Verfügung.

Denn Sprachräume sind Landschaften, die von Kulturen mit Wörtern „bebaut" werden. Kulturen, die vergänglich sind. Doch selbst wenn eine solche „Sprachlandschaft" von nachfolgenden Kulturen überdeckt wurde, Ortsnamen und mehr noch sogar die Namen für Gewässer („Hydronymie" sagen die Sprachforscher) bleiben oft erhalten wie verwitterte Grabsteine. Das ist es, was Udolph mit den „Friedhöfen der Wörter" meint.

Zehn Jahre lang hatte er Tausende von geographischen Namen in Deutschland und von Frankreich über England bis Skandinavien analysiert. So verraten Orte, die auf „-roth", „-reuth" oder „-rode" enden, ihr Entstehen in der mittelalterlichen Rodungsphase. Auch „-hausen" und „-dorf" sind typische Vertreter jüngerer ...ensbildung: Sie entstanden durch Kombination von Substantiven. Die ältesten germanischen Namen folgen jedoch einem anderen Bildungsprinzip: durch Anhängen einer Nachsilbe, wobei das Hauptwort noch teilweise aus vorgermanischer Zeit stammt. Diese germanische „Suffigierung" eines indogermanischen Wortes läßt sich in Ortsnamen wie Atter, Emmer, Ölper oder Söhre belegen. Auch Bleckede, Geesthacht, selbst Essen (das in Urkunden des 9. Jahrhunderts noch „Astnide" heißt) sind diesen ältesten germanischen Ortsbezeichnungen zuzuordnen.

In seinem Buch „Namenkundliche Studien zum Germanenproblem" (de Gruyter, Berlin/New York 1994) hat Udolph diese Orte auch in 75 Karten festgehalten – und die zeigen Überraschendes: Die nach den Regeln der ersten Lautverschiebung – jene sprachliche Modifizierung, mit der sich das Germanische vor etwa 2500 Jahren aus der indogermanischen Ursprache herausschälte – ältesten Ortsnamen konzentrieren sich auf einen Bereich zwischen Rhön und Elbe. Das legt den Schluß nahe, daß hier auch das „Stammland" der Germanen liegt – und nicht, wie Lehrbücher und Lexika behaupten, zwischen Südschweden und Schleswig-Holstein.

Als Beleg für seine Theorie, daß die Germanen nicht in Skandinavien, sondern im mittleren Norddeutschland ihren Ursprung hatten und von hier aus nach Norden gewandert sind, stützt sich der Göttinger Indogermanist auch auf die Namen „Rhön" und „Elbe" – Bezeichnungen, die mit ihrem augenfälligen Bezug zum skandinavischen Raum nur scheinbar die „Nordmänner-These" stützen.

Doch beide Namen sind offensichtlich schon entstanden, bevor sich das Germanische aus dem Indogermanischen herausschälte. Die Elbe beispielsweise leitet höchstens einer Legende nach ihren Namen vom lateinischen Wort für weiß („albus") ab. Nachweisbar ist jedoch, daß die meisten Nebenflüsse des norddeutschen Hauptstromes – Oste, Bille, Seeve, Saale, Eger, Iser – Namen tragen, die noch aus vorgermanischer Zeit stammen. Fragt sich Udolph: „Ausgerechnet der größte Fluß soll da erst später zu seinem Namen gekommen sein?"

Auch der Name des Mittelgebirges wurde auf jüngere Wurzeln zurückgeführt: „Rhaun" bezeichnete im Altnordischen ein „steiniges Land"; in Island wird dieser Begriff heute für Lavafelder verwendet (auch die Rhön ist vulkanischen Ursprungs). In Dänemark existiert der Begriff „røn" (Steinbank) und in Norwegen und Schweden finden sich Ortsnamen wie Raunen, Raunefjorden und Rönmaren.

Ja, und? möchte man fragen. Das scheint doch gerade zu belegen, daß die Germanen aus Skandinavien nach Süden gewandert sind. Das Gegenteil trifft nach Udolphs Überzeugung zu, denn: „Wieso soll dieser eine Begriff nur ein einziges Mal nach Süden gelangt sein, ohne in diesem Sprachraum eine weitere Spur zu hinterlassen?" Viel wahrscheinlicher sei eine Entwicklung vom konkreten Namen zum allgemeinen Begriff – und dies sei nur mit einer Wanderung von Süd nach Nord zu erklären.

Daß die Hydronymie Mitteleuropas zu den ältesten Sprachzeugnissen gehört, hat der Tübinger Indogermanist Hans Krahe bereits in den 50er Jahren ausführlich dargelegt; vor kurzem hat der Münchner Sprachwissenschaftler Theo Vennemann sogar behauptet (für Udolph zu unrecht), daß Flußnamen noch älter sind als das Indogermanische – er vermutet, daß die Ureuropäer vor etwa 4000 Jahren zu einer Sprachgruppe gehörten, von der heute nur noch das Baskische übriggeblieben ist.

Daß jedoch in Skandinavien „Elf", „Elv" oder „Älv" noch heute eine gängige Bezeichnung für Flüsse ist, wirft wieder die Frage auf: Wenn der Begriff von hier nach Süden „gewandert" wäre, wieso ist er dann in Deutschland längst schon wieder ausgestorben, während er in seinem vermeintlichen Ursprungsgebiet bis heute überlebt hat? Udolph: „Ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß Menschen in ihrer Heimat Namen für den Fluß, das Gebirge gefunden hatten, die sie dann auf ihrer Wanderung nach Norden für ähnliche geograp  he Gebilde beibehielten?" Dies  mentliche Heimatbindung kennt man auch von Auswanderern nach Amerika oder Australien.

Daß Skandinavien nicht die Urheimat der Germanen ist, hatte auch Leibniz zum Ausdruck gebracht: „Mir jedoch scheint das Gegenteil wahrscheinlich." Seine Vermutung: die Germanen seien aus Sachsen nach Norden gezogen. Tatsächlich ist der Skandinavien-Topos, der wohl auf den gotischen Geschichtsschreiber Jordanes („De origine actibusque Getarum", um 550 n. Chr.) zurückgeht, erst seit den 30er Jahren wieder gängige Lehrmeinung. Der Berliner Vorgeschichtsforscher Gustaf Kossinna hatte sie 1926 mit seinem Werk über „Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" in einem Umfeld veröffentlicht, das stark  onalistisch geprägt war. Nordische, blond-blauäugige Urahnen paßten besser ins damalige Bild der Deutschen.

Welt, 20.7.95

DNA-Analyse half, Besatzung eines vor 300 Jahren gesunkenen Schiffes zu identifizieren

# 25 Skelette von der „Wasa" erzählen ihre wilden Seemannsgeschichten

*Von Thomas Borchert*

Mehr als dreißig Jahre nach der Bergung des vor über dreihundert Jahren gesunkenen schwedischen Königsschiffes „Wasa" haben Untersuchungen der Knochenreste die Geheimnisse der 25köpfigen Mannschaft enthüllt. Die ertrunkenen Besatzungsmitglieder hätten begonnen, „über sich zu sprechen", beschreibt die schwedische Skelettforscherin Ebba During das, was sie nach mehrjährigen Untersuchungen von 1553 Skeletteilen über das Leben der 25 Unglücklichen herausgefunden hat.

Das Schiff von König Gustaf Adolf II. war am 10. August 1628 im Stockholmer Hafenbecken nach dem Stapellauf gesunken und 1961 komplett gehoben worden.

Mit Hilfe moderner Technik einschließlich der DNA-Analyse von Genstrukturen hat die „Osteologin" (so ihre offizielle Berufsbezeichnung) herausgefunden, daß unter den Toten auch zwei junge Mädchen im Alter von 16 und 20 Jahren waren, die sie „Ylva" und „Beata" genannt hat. Die Analyse von Beatas Zähnen enthüllte, daß sie an Mangelkrankheiten durch schlechte Ernährung litt und Kinderkrankheiten durchlaufen hatte, die das Wachstum einiger Zähne stoppte. Die DNA-Analyse enthüllte auch, das Ylva und Beata Geschwister waren. Und last but not least, daß Beata Durchfall hatte.

Unter den männlichen Wasa-Opfern fanden sich etliche mit bewegtem Vorleben. So war „Adam", beim Untergang 25 Jahre alt, möglicherweise ein Schläger, und wahrscheinlich ein schlechter dazu, denn Ebba During diagnostizierte hier eine „echte Boxernase" mit gebrochenem Nasenbein.

Der 40jährige „Ivar" konnte mit völlig verkrüppelten Füßen kaum noch gehen, was ihn wohl auch das Leben kostete. During vermutet nach der Skelettanalyse, daß ihm irgendwann in seinem Leben die Zehen abgeschnitten worden waren.

„Filip", ein junger Mann an einem Ruder der „Wasa", hatte am Unterkiefer gleich zwei Reihen Vorderzähne, was, so die Forscherin, „seinem Lachen einen furchterregenden Ausdruck verliehen haben muß". Und als ob das nicht schon schlimm genug war, erwiesen sich Filips Armgelenke trotz des jungen Alters vermutlich vom vielen Rudern schon als völlig verschlissen.

Insgesamt, so folgert die Leitung des Stockholmer Wasa-Museums (wo das perfekt restaurierte Schiff zu besichtigen ist) aus den Skelett-Befunden, muß die Besatzung eine „wilde Truppe" gewesen sein. „Die Mannschaft wird kaum ein schöner Anblick gewesen sein, als sie zu der unglückseligen Jungfernfahrt an Bord stieg," heißt das ernüchternde Fazit in einer Pressemitteilung.

Ob das auch für Kapitän Hans Jonsson gilt, das einzige mit dem wirklichen Namen bekannte Opfer des Wasa-Untergangs, bleibt im Dunkeln. During glaubt, das Skelett Jonssons aus einer Kombination von Knochenbefunden und Berichten über die Position des Kapitäns beim Untergang sicher identifiziert zu haben. Mit 62 Teilen ist es das Umfassendste, während das von „Kalle" bescheidenere Dimensionen aufweist. Es besteht lediglich aus einem Weisheitszahn.

Ärzte-Zeitung 17.5.94

**Soester-Anzeiger 21.11.1995**

# „Kriemhild starb anno 528"

## Bonner Jurist auf der Fährte des „Nibelungen-Ritter"

**Soest.** (hrh) „Nicht vor 527 n. Chr., aber auch nicht viel später, also vermutlich 528" seien die Nibelungen in Soest untergegangen, glaubt der in Bonn lebende Dr. Reinhard Schmoeckel. Er begründet seine Vermutung in einem kürzlich erschienenen Buch „Deutsche Sagenhelden und die historische Wirklichkeit" (Georg Olms Verlag, Hildesheim 1995; 342 Seiten, 29,80 DM).

### Buch neu erschienen

Der kompromißlose Anhänger des im vorigen Jahr gestorbenen Nibelungenforschers Dr. Heinz Ritter-Schaumburg setzt sich mit diesem Buch auf die Fährte des von ihm verehrten Querdenkers und tut das, was man seit langem von den Fachhistorikern erwartet: Er prüft, wie sich die von Ritter entschlüsselten Geheimnisse in den alten Sagen mit der historischen Wirklichkeit vertragen.

### Entschlüsselte Geheimnisse

Dabei kommt der entfernte Verwandte des früheren Soester Pädagogen und Heimatforschers Dr. Hermann Schmoeckel zu Ergebnissen, die Ritters Überzeugungen fortschreiben. Danach sind die Sagenfiguren, darunter auch der König von Soest, „historische Figuren".

Soest, das in der Chronik des Dietrich von Bern ein zentraler Platz ist, spielt in Schmoeckels Betrachtung eine besondere Rolle. Noch ausdrücklicher als Ritter geht er davon aus, daß „im Grab 106" eines am Lübekker Ring/Windmühlenweg entdeckten frühmittelalterlichen Friedhofs die Sagen-Dame Kriemhild persönlich bestattet lag.

Es paßt in Schmoeckels Argumentation, daß in diesem Grab neben der bekannten Goldscheibenfibel, die den frühen Reichtum der Bewohner Soests belegt, auch die Goldmünze eines römischen Kaisers lag, der ab 527 regierte – daher also die Datierung des Nibelungenuntergangs, bei dem auch Kriemhild erschlagen wurde, auf „vermutlich 528 n. Chr.".

### Goldmünze im Grab

Der Autor Schmoeckel kommt am 23. November zu einem Vortrag nach Soest. Man darf gespannt sein, ob die Lokalhistoriker die Chance nutzen, die Thesen des Juristen und Amateurhistorikers auf den Prüfstand zu stellen.

## Zu dieser Ausgabe

Der Jahrgang 1995 erscheint verspätet erst 1996. Grund hierfür sind einmal arbeitsmäßige Belastung, zum anderen finanzielle Schwierigkeiten. Wir haben die Bezugsgebühr seit vielen Jahren nicht erhöht; sie beträgt noch immer DM 15,- pro Jahr einschließlich Versandkosten. Früher haben wir vier Hefte herausgegeben; als die Postgebühren anzogen, haben wir zwei Hefte als Doppelnummern herausgebracht, um Versandkosten zu sparen; nunmehr geben wir nur ein Heft für das Jahr 1995 heraus als erweiterte Doppelnummer. Wir möchten gerne die Meinung unserer Bezieher und Mitglieder dazu hören, ob - bei Erhöhung der Bezugsgebühren - die Zeitung öfter erscheinen sollte (2 oder gar 4 mal im Jahr), oder ob bei Beibehaltung des niedrigen Bezugspreises eine Jahrgangsnummer herauskommen soll. Bitte teilen Sie uns Ihre Meinung mit!

Jürgen Rieger

# 6. Hetendorfer Tagungswoche

## vom 15. 6. bis 23.6.96

**Gestaltet von Artgemeinschaft - Germanische Glaubens - Gemeinschaft e.V., Familienwerk e.V., Gesellschaft für biologische Anthropologie, Eugenik und Verhaltensforschung e.V., Heide -Heim e.V., Heinrich-Anacker-Kreis e.V., Nordischer Ring e.V. und Northern League**

**Sonnabend, den 15.6.**

| | |
|---|---|
| Ab 9.oo Uhr | Anmeldung und Ausgabe von Essensmarken |
| 11.oo | Harald Pannwitz:<br>Völkertod und Völkerüberleben |
| 16.3o | Ehrung kinderreicher Mütter |
| 2o.oo | Jürgen Rieger:<br>Die Bedeutung der Gruppe in Natur und Kultur |

**Sonntag, den 16.6.**

| | |
|---|---|
| 9.oo | Gesprächskreis:<br>Chancen und Risiken der Genmanipulation |
| 11.oo | Wolfgang Fachmann:<br>Jahrgang 1929 |
| 14.oo | Mitgliederversammlung der Gesellschaft für biologische Anthropologie, Eugenik u.Verhaltensforschung (nur f. Mitglieder) |
| 16.3o | Wolfgang Juchem:<br>Der Hintergrund des Holocausts von Dresden |
| 2o.oo | Prof. Dr. Helmut Schröcke:<br>Siebenbürgen - die Kulturleistungen eines deutschen Stammes (mit Lichtbildern) |

**Montag, den 17.6.**

| | |
|---|---|
| 9.oo | Dr. Heinrich Piebrock:<br>Lenin läßt grüßen |
| 11.oo | Georg Thams:<br>Die Verschiebung der deutschen Westgrenze mit dem Aufstieg der westlichen Nachbarn |
| 14.oo | Mitgliederversammlung des Heideheim e.V. |
| 16.3o | Lieder von und mit<br>Frank Rennicke |
| 2o.oo | Volksliedersingen |

**Dienstag, den 18.6.**

| | |
|---|---|
| 9.oo | Gerhard Seifert:<br>Fritz Vater - Künder unserer Geschichte |
| 11.oo | Walter Drees:<br>Das biologisch-urgeschichtliche Weltbild |
| 14.oo | Mitgliederversammlung des Nordischen Ringes (nur für Mitglieder) |
| 17.oo | Volker Hargens:<br>Wo man singt, da laß Dich (un)ruhig) nieder, auch böse Menschen haben Lieder! (eine Beurteilung von Liedtexten) |
| 2o.oo | Gedichtrezitationen |

**Mittwoch , den 19.6.**

| | |
|---|---|
| 9.oo | Vormittag zur freien Verfügung/Gesprächskreise |
| 16.3o | Carsten Eggert:<br>Wie will man Spanuths Atlantisthese austricksen? |
| 2o.oo | Hans Jürgen Hertlein:<br>Die Pfalz - ein Landschafts- und Schicksalsbild (Tonbildvortrag) |

**Donnerstag, den 2o.6.**

| | |
|---|---|
| Ab 9.oo | Abbau des alten Questenbaumes, Errichten und Schmücken eines neuen mit Bändern, Eiern, Girlanden und Kranz, Errichten des Feuerstoßes, Reigentanz, Germanischer Sechskampf (3-Sprung, Steinstoßen, Speerweitwurf, Axtzielwurf, Bogenschießen, 6o megalithische-Ellen-Lauf), Backen von Hollerküchle |
| 17.oo | Swantje Swanhwit:<br>Elfenzauber |
| 2o.oo | Fröhlicher Abend um den Metkessel mit Volkstanz, Singen und Beiträgen der Teilnehmer |
| 23.oo | Sonnwendfeier |

**Freitag, den 21.6.**

| | |
|---|---|
| 4.3o | Begrüßung der aufgehenden Sonne mit Gesang und Tanz |
| 14.oo | Mitgliederversammlung des Familienwerk e.V. (nur für Mitglieder) |

| | |
|---|---|
| 16.3o | Prof. Werner Koch:<br>Christliche Einflüsse auf unser Leben |
| 2o.oo | Gerhard Seifert:<br>Wo ist der Deutschen Mut? (ein Hutten-Brevier) |

**Sonnabend, den 22.6.**

| | |
|---|---|
| 9.oo | Aussprache zum "Sittengesetz unserer Art" |
| 11.oo | Karlheinz Baumgartl:<br>Die Zeit, aus der wir kommen |
| 14.oo | Thing der Artgemeinschaft- Germanische Glaubens-Gemeinschaft e.V. (nur für Mitglieder) |
| 17.oo | Prof. Werner Koch:<br>Erläuterungen zum Havamal |
| 2o.oo | Karlheinz Baumgartl:<br>Avebury - das größere Stonehenge |

**Sonntag, den 23.6.**

| | |
|---|---|
| 9.oo | Totenehrung |
| 9.3o | Morgenfeier |
| 11.oo | Hermann Thiele:<br>Eugen Diederichs - ein Ketzer aus Europas eigener Religion |
| 12.15 | Neuaufnahme von Mitgliedern der Artgemeinschaft-Germanische Glaubens- Gemeinschaft |
| 12.3o | Verabschiedung der Teilnehmer und Ende der Tagungswoche |

Der Tagungsbeitrag beträgt 12,oo DM pro Tag. Die Mitglieder von Artgemeinschaft, Gesellschaft für biol. Anthropologie, Eugenik und Verhaltensforschung und Nordischer Ring zahlen bei 1/2/3 Mitgliedschaften an 3/6/9 Tagen einen ermäßigten Tagessatz von 6,oo DM. Schüler, Studenten, Auszubildende, Wehrpflichtige und Arbeitslose zahlen nur die Hälfte der vorstehend angegebenen Beiträge.
Die Idee einer Gemeinschaftstagung bedingt, daß nicht jeder Vortrag mit der Zielsetzung jedes veranstaltenden Vereins übereinstimmt. Es besteht deshalb keine Verpflichtung, an jeder Veranstaltung oder an jedem Tag teilzunehmen. Da die Vorträge meist den Veranstaltern vorher nicht bekannt sind, wird der Inhalt ausschließlich von den Vortragenden verantwortet; eine Übereinstimmung mit jeder ihrer Thesen bedeutet die Einladung als Referent nicht. Militärähnliche Kleidung sollte da getragen werden, wo sie hingehört; zu Vorträgen oder einer Sonnwendfeier paßt sie nicht.
Die Teilnahme an der Gemeinschaftsverpflegung ist freigestellt. Es wäre schön, wenn Erwachsene durch Spenden Freiplätze für Jugendliche ermöglichen könnten. Die Übernachtung in Mehrbettzimmern (jugendherbergsmäßig) im Heideheim kostet für Erwachsene 14,oo DM, für Jugendliche (nur mit eigenem Schlafsack) 8,oo DM. Kinderbetreuung erfolgt durch die Mütter und ältere Teilnehmer umschichtig im Kinderspielzimmer und auf dem heimeigenen Kinderspielplatz.
Anschrift des Heide-Heimes: 2932o Hetendorf Nr. 13 (über Hermannsburg/Niedersachsen) Tel.o5o52/1735
V.i.S.d.P. Jürgen Rieger, Auguste-Baur-Str. 22, 22587 Hamburg Tel. o4o/863986
Konto des Heide-Heim e.V.: Volksbank Elmshorn (BLZ 221 9oo 3o), Kto.-Nr. 1998 42o (Spenden für unsere Arbeit erbeten)

An
Heideheim
Hetendorf Nr. 13
2932o Hetendorf

Tag:
Telefon :

Ich melde hiermit verbindlich zur 6. Tagungswoche an:

Name: ..............................................

Name: ..............................................

Name: ..............................................

Name: ..............................................

Anschrift: ..............................................

..............................................

Ankunft: am ........... gegen ......... Uhr

Abfahrt: am ........... gegen ......... Uhr (mit/ohne Mittagessen)

0 Ich/wir bieten / suchen Mitfahrgelegenheit für ..... Plätze

0 Ich/wir komme(n) mit der Bahn am ......... um ....... beim Bahnhof Unterlüß an und wünschen Abholung.

0 Ich/wir besorgen uns selbst Quartier

0 Ich/wir wollen im Heideheim im Zimmer untergebracht werden. (Soweit oben nur 1 Person angegeben ist) :

Ich möchte mit ..............................................

..............................................

zusammen in einem Zimmer untergebracht werden.

0 Ich bringe kein Bettzeug mit und möchte, daß es gestellt wird (DM 5,- Leihgebühr; möglichst eigene Bettwäsche mitbringen).

Da die Bettenzahl im Heideheim beschränkt ist, kann eine Unterbringung nicht garantiert werden. In diesem Fall erfolgt Information.

Wer nicht im Heideheim untergebracht werden kann oder möchte, suche sich bitte Quartier (Fremdenzimmer, Pension oder Hotel) über das Fremdenverkehrsamt in Hermannsburg (Tel.: o5o52 8o55). In Hetendorf selbst gibt es keine Fremdenzimmer. Die nächsten Betten sind 2 - 5 km entfernt.

0 Ich/wir wollen im Heideheim zelten (Erwachsene DM 4,5o pro Nacht, Jugendliche DM 3,-)

0 Während meiner Anwesenheit nehme ich an folgenden Gemeinschaftsessen teil:
Frühstück (nie / regelmäßig)
Mittagessen (nie / regelmäßig)
Kaffetrinken mit Kuchen (nie / regelmäßig)
Abendessen (nie / regelmäßig)

Preise der Essen: Frühstücksbuffet DM 6,5o; Mittagessen DM 12,-; Kaffee und Kuchen DM 8,-; Abendessen DM 8,-

0 Ich bin bereit, für die Teilnahme von Jugendlichen DM ......... zu spenden und werde diesen Betrag umgehend auf das Konto des Heide-Heim e.V., Sitz Hamburg, Kto-Nr. 1998 42o bei der Volksbank Elmshorn (BLZ 221 9oo 3o) überweisen.

..............................
Unterschrift

(zutreffendes bitte ankreuzen bzw. nichtzutreffendes streichen)

Zusätzliche Bemerkungen:

**Bitte melden Sie sich umgehend an! Ohne Anmeldung ist eine Teilnahme nicht möglich!**




NORDISCHE ZUKUNFT erscheint vierteljährlich und wird herausgegeben vom NORDISCHEN RING e.V., Postfach 530408, D-22534 Hamburg. Postgirokonto Hamburg Nr. 496 88 - 200 (BLZ 200 100 20)
Mitglieder und Förderer des Nordischen Ringes erhalten die Nordische Zukunft kostenlos geliefert. Sonstige Bezieher haben jährlich DM 15,- (einschließlich Porto und Versand) zu zahlen. Bei Nachbestellungen gegen Vorkasse: 1 Heft für. DM 3, Doppelnummern DM 5 und 5 Hefte zu 12 DM, zu zahlen auf obiges Konto.
Sochriftleiter und ViSdP: Jürgen Rieger, 22587 Hamburg